

11

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1978



Foto: Manfred Uhlenhut

Was ist Sache?

Wird mir der Wehrdienst, wenn ich jetzt entlassen bin, auf die Betriebszugehörigkeit angerechnet?
Unteroffizier Ingo Wolf

Warum dürfen die Soldaten nur zu bestimmten Zeiten private Telefongespräche führen?
Marlies Weißenbach

Gleich Ihnen beendeten vor wenigen Tagen wiederum Tausende Armeeangehörige den aktiven Wehrdienst. Sie haben ihre Waffen den neu zu uns Gekommenen übergeben und übernehmen deren Arbeitsplätze in der Volkswirtschaft. Gewissermaßen eine Wachablösung.
Mit Ihrem Soldatsein haben Sie und Ihre Genossen Entscheidendes geleistet, um den Frieden und den zuverlässigen militärischen Schutz unseres sozialistischen Vaterlandes zu sichern. Das verdient Dank und Anerkennung. Auf gesetzlichem Wege geschieht dies durch die Förderungsverordnung des Ministerrates der DDR, in der auch bestimmt wird, daß die Armeezeit auf die Betriebszugehörigkeit anzurechnen ist.
Selbstverständlich gibt es dabei, ausgehend vom Leistungsprinzip, Unterschiede.
Entlassenen Soldaten im Grundwehrdienst werden die 18 Monate demzufolge nur auf jenes Arbeitsrechtsverhältnis angerechnet, welches ihrer Armeezeit folgt; beginnen sie noch im Entlassungsjahr ein Direktstudium, so gilt das auch für die Tätigkeit, die sie danach aufnehmen. Wer als Soldat, Unteroffizier oder Offizier auf Zeit freiwillig länger gedient hat, dem wird die Wehrdienstzeit auf jedes Arbeitsrechtsverhältnis innerhalb eines Jahres nach seiner Entlassung angerechnet; dieser Grundsatz gilt auch, wenn sie binnen eines Jahres nach dem Soldatsein ein Direktstudium aufgenommen haben. Den ehemaligen Berufsunteroffizieren, Fähnrichen und Berufsoffizieren hingegen wird die Armeezeit in jedem Arbeitsrechtsverhältnis voll angerechnet.

Was aber heißt das nun?
Die Anrechnung der Wehrdienstzeit erstreckt sich auf die Dauer der Betriebszugehörigkeit bzw. der Tätigkeit in einem bestimmten Beruf, einer Funktion oder ähnlichem. Gewährt also Ihr Betrieb für eine bestimmte Dauer der Betriebszugehörigkeit eine Anerkennung, beispielsweise eine Prämie, so wird die Armeezeit einbezogen. Allerdings gilt das nicht rückwirkend. Lag also der Stichtag – sagen wir für eine zweijährige Betriebszugehörigkeit – früher, dann wird die Prämie nicht nachgezahlt. Die nächste Anerkennung folgt erst wieder, wenn ein weiterer Anspruch im Laufe der Betriebszugehörigkeit entsteht; dann selbstverständlich gleich in der höheren Stufe. Das trifft übrigens auch auf staatliche Auszeichnungen für treue Dienste zu.
In verschiedenen Berufen kommt es nun aber nicht oder nicht nur auf die Zeit der Betriebszugehörigkeit an, sondern auf die Dauer der konkreten Tätigkeit – so etwa bei Ingenieuren oder medizinischem Personal. Die Förderungsverordnung legt fest, daß die Armeezeit auch in diesen Fällen anzurechnen ist. Vorausgesetzt natürlich, daß der Betreffende zur fraglichen Zeit generell den Anspruch auf Grund der arbeitsrechtlichen Bestimmungen hat.
Ich hoffe, Sie (und vielleicht auch noch manchen anderen Genossen) genügend ins Bild gesetzt zu haben und wünsche Ihnen für Ihre zivilberufliche Tätigkeit recht viel Erfolg.

★

Die Telefonfrage hat einen Hintergrund.
Sie arbeiten Schicht und sind folglich nicht jede Woche zwischen 18.00 und 19.00 Uhr zu Hause, in der Zeit also, da allein es Ihrem Mann möglich ist, Sie aus der Kaserne anzurufen und sich telefonisch mit Ihnen zu verständigen. Demnach wünschten Sie sich, daß den Soldaten des Truppenteils auch nach 19.00 Uhr Gelegenheit zum Führen privater Telefongespräche gegeben würde.
Ein durchaus verständlicher Wunsch.
Nachdem Ihr Brief eingetroffen war, habe ich mich bei dem Kommandeur erkundigt. Sie wissen sicherlich, daß es sich um eine neu bezogene Kaserne handelt. Die von Ihnen kritisierte Zeitbeschränkung war (und ist gegenwärtig noch) nötig, weil die privaten Telefongespräche derzeit nur über die Nachrichtenzentrale der Dienststelle abgewickelt werden können. Dort aber, und das werden Sie gewiß verstehen, haben die dienstlichen Erfordernisse den Vorrang. Jedoch wird, voraussichtlich im nächsten Monat, in der Kaserne ein Münzfernsprecher der Deutschen Post eingerichtet. Aus technischen Gründen war das leider nicht früher möglich. Damit wird sich dann auch das bisher so leidige Problem der privaten Telefongespräche erledigt haben. Jedoch sei ihr Motto auch dann stets: „Fasse Dich kurz!" Andere Frauen und Mädchen möchten ebenfalls mit ihren Soldaten sprechen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Erinnerungen und ein Glas Champagner

Wenn du zur Geliebten gehst, spürst du nicht, wie die Mücken stechen. Nun, Maxim Gorki mag diese Erfahrung in glücklicher Stunde gemacht haben. Als ich diesen Satz fand und für euch festhielt, spürte ich sehr wohl, wie die Mücken stachen, und auch die einunddreißig Grad in meinem Stübchen spürte ich durchaus – Wärmegrade waren's, August war's. Und da las ich von einem, der zu seinem geliebten Mädchen ging. Genauer gesagt: gehen wollte. In seinem ersten Urlaub, den er bei der Armee bekam. Er raste die Stufen hinauf zu Nina, der er das Zimmer tapeziert, der er so liebe Briefe geschrieben, mit der er seine erste Liebesstunde erlebt hatte – und fand die Wohnungstür versiegelt. Ein sehr amtlicher Papierstreifen mit sehr amtlichem Stempel, unüberwindlich wie der höchste Eisenzaun. Er begriff nichts; wo war Nina, das mußte doch Furchtbares bedeuten, vielleicht sogar ein Verbrechen. Sie wollte doch auf ihn warten, auch wenn sie sich erst zehn Tage kannten, als er zur Armee ging. Michael Meyer erzählt uns die Geschichte „Das Regenmädchen" (Verlag Neues Leben Berlin). Sie ist nicht gerade umwerfend; ihr etwas kitschig geratener Schluß läßt ahnen, wie schwer es ist, eine gute Erzählung zu schreiben. Ich wollte sie euch dennoch nicht vorenthalten, zumal der Autor goldene Soldatenweisheiten verkündet, die so recht nach eurem Herzen sein dürften, Genossen: „Die Phantasie eines Soldaten produziert manchmal wahre Greuelbilder... Deshalb muß der Kontakt funktionieren, und dafür gibt es nicht allzuviel Möglichkeiten. Besuche, Urlaub und wohl das Wichtigste: die Briefe. Davon können es nie genug sein." Wie wahr, nicht wahr?

Ein Brief, auf den man sehnsüchtig gewartet hat, kann den ganzen Tag verzaubern, kann das Schwerste leicht werden lassen, kann lauter Gutes wecken. Seit es Papier und Tinte gibt, ist das so. Nun ist es ja nicht eben üblich, in fremden Briefen zu lesen, aber uns ist es gestattet. Ich habe hier eine Sammlung von Briefen, die alle von Frauen geschrieben wurden, von liebenden, klugen, kämpferischen Frauen, deren Namen in die Geschichte eingegangen sind: Jenny Marx, Bettina von Arnim, Clara Schumann, Henriette Feuerbach und andere. Ihre Zeit war in den Jahren des Vormärz, jenem Zeitabschnitt, der mit den Aufständen 1830/31 begann und mit der bürgerlichen Revolution 1848 endete. Nun sind dies keineswegs nur Briefe politischen Inhalts, die wir lesen dürfen. Wahrhaft köstlich sind die Liebesbriefe dieser Frauen. So nennt Jenny ihren Karl Marx im Überschwang tatsächlich „du gutes, liebes, süßes Schwarzwildchen". „Frauen im Aufbruch" heißt diese Ausgabe aus dem Verlag der Nation.

Der gleiche Verlag legt uns die Erinnerungen eines sowjetischen Militärarztes vor. William Giller, der in Sewastopol geborene sowjetische Arzt mit dem amerikanischen Vornamen, war zugleich „Sportsmann, Heizer, Chirurg, Lazarettchef und fröhlicher Organisator". So sah ihn Friedrich Wolf, der im Kriegsjahr 1942 mit dem Autor des Erinnerungsbuches „Und wieder in den Kampf" zusammentraf. William Giller, verantwortlich für den Aufbau des Lazarettwesens an mehreren Frontabschnitten, hat den Krieg in seinen schlimmsten Auswirkungen erfahren, Tag für Tag, über Jahre, hat er zu retten versucht, hat unendliches Leid und übermenschliche Tapferkeit erlebt, hat auch tragisches Nicht-mehr-helfen-können hinnehmen müssen. Die Aufzeichnungen dieses sowjetischen Militärmediziners dokumentieren, daß wahre Menschlichkeit immer, auch in direkter Konfrontation mit der Unmenschlichkeit, siegen wird. Der Wert des Menschenlebens, des eigenen Lebens, wie hoch wird er geschätzt? Gibt es Menschen, die das eigene, einmalige Leben gering achten, denen vielleicht sogar der Selbsterhaltungstrieb fehlt? Sind etwa Testpiloten so, müssen sie gar so sein? Einer, dessen Versuchsjagdflugzeug in der Luft halb zerbrochen war, bringt es zum Flugplatz zurück, obgleich er hätte mit dem Fallschirm abspringen müssen. Ein anderer landet eine schwere Maschine auf nur einem Rad des Hauptfahrwerks, weil das andere sich nicht mehr ausfahren läßt. Sind Testpiloten denn Teufelskerle? Ja, sicher, und zu Recht sind mit ihrem Beruf Beifügungen wie Romantik, Schönheit, Erhabenheit verknüpft. Aber die Vorstellungen über die Arbeit dieser Männer sind noch recht verschwommen. Einer, der es wissen muß, weil er selbst 124 Flugzeuge erprobt hat, ist Mark Lasarewitsch Gallai. Spannend und warmherzig erzählt er über sich und seine Genossen, von dramatischen Situationen und heiteren Alltagsbegebenheiten, von prächtigen Menschen, die ganze Kerle und große Könner sind. „Über unsichtbare Barrieren" heißt dieses Buch aus dem Militärverlag der DDR.

Viele scheuen sich vor dicken Wälzern und greifen lieber zu einem schlanken Bändchen mit Erzählungen, zu einem Literaturmenü mit mehreren Gängen, zu abwechslungsreicher Kost in kleinen Schüsseln gewissermaßen. In seiner Reihe Edition Neue Texte bietet der Aufbau-Verlag Arbeiten des kolumbianischen Schriftstellers Gabriel García Márquez an. Die Auswahl trägt den Titel „Die

letzte Reise des Gespensterschiffs". Und in der Tat verknüpft der Autor Phantastisches, Märchenhaftes mit dem realen Geschehen. Szenen der lateinamerikanischen Wirklichkeit verwebt er mit Fetzen aus Legenden und Mythen. So qualifiziert er seine Erzählungen zu Aufrufen, die beklemmende Wirklichkeit des Kapitalismus zu verändern. Bedrückend die Geschichte von Eréndira, die von ihrer Großmutter öffentlich in die Prostitution getrieben wird und im Bett schuften muß wie eine Sklavin. Erst die Ermordung der Alten befreit das Mädchen – gewöhnlicher Kapitalismus.

Nun muß aber etwas Erfreuliches her. Der gute, alte Dixieland zum Beispiel, nicht totzukriegen und immer wieder jung und frisch. Auf dem 7. Internationalen Dixieland-Festival Dresden '77 wurde Bestes geboten. Die Tower-Jazz-Band und das Jazz Collegium Berlin repräsentierten unser Gastgeberland; Bands aus der ČSSR, der VR Polen, aus der Schweiz, aus Frankreich, Schweden, Österreich produzieren sich auf Amiga 855 584. Mit der Nummer 855 580 empfiehlt Amiga seine „Box 1/78". Schöbel, Hauff/Henkler, Holm, Thoss und viele andere sind erfreulich anzuhören. Wenn's erlaubt ist, mir gefällt am besten das Champus-Lied von Franz Bartzsch, das die Lütte so freundlich singt. Vielleicht gönnt ihr euch auch mal ein Gläschen. Zu zweit schmeckt er übrigens am besten. Aber wem sag ich das! Kommt grippefrei über die Novembertrübnis. Das wünscht euch herzlich





Zeitgenössische Abbildung aus dem Buch „Frauen im Aufbruch"

Sie helfen, wenn ihren Truppführern ein Problem unter den Nägeln brennt: Hauptmann Aboturow und Major Soete

Fähnrich Nowikow zu Unterfeldwebel Grimm: „Das wichtigste – eine saubere Aussprache!" (Bild rechts)



Auf keinen Fall den Bleistift werfen!

Das nahm sich jeder der Nachrichtenspezialisten vor, als jener Junitag ausklang. Eine gespannt erwartete Ausbildung in Theorie und Praxis des Funkverkehrs in russischer Sprache hatte die Soldaten und Unteroffiziere der Einheit Meinke mit ihren sowjetischen Genossen vom weitabgelegenen „Regiment nebenan" zusammengeführt. Sie alle meinten, das dürfe keine Eintagsfliege bleiben. Werde es auch nicht sein, versicherten die Vorgesetzten. Aber kommen wir zur Sache, notiert von Oberstleutnant Heiner Schürer und im Bild festgehalten von Unterleutnant d. R. Manfred Uhlenhut

Assistiert von Major Gerhard Soete, heute Dolmetscher vom Dienst, erläutert Hauptmann Nikolai Aboturow seinen rund zwanzig Zuhörern, wie ein Funkspruch in russischer Sprache abzusetzen ist. Kyrillisch geschriebene Buchstaben und Begriffe füllen die Wandtafel. Der Hauptmann spricht leise, behutsam fast. Mal zur Klasse, dann wieder zu Major Soete gewandt. Immer halb fragend, ob er wohl verstanden werde. Er wird. Brandneu ist das für Oberleutnant Meinkes Funker nicht, was sie da an einfachsten Dingen und wichtigsten Regeln des Betriebsdienstes zu hören bekommen. Und schon gar nicht für die Freunde. Denn deren und unsere Vorschriften gleichen sich wie Zwillinge. Bis auf den feinen Unterschied, den die Praxis mit sich bringt, das Sprechen nämlich. Zeit für den Leitenden, zum Praktischen überzuwechseln.



Im Handumdrehen sind vier gemischte Funktrupps gebildet. Ihre Aufgabe: Sprechfunkverkehr in Russisch zwischen je einer Haupt- und einer Nebenfunkstelle. Die werden außer Sichtweite in verschiedenen Lehrklassen bezogen. Als Funkgeräte dienen vorerst Feldfernsprecher. Die Trupps gehen an ihre Plätze, machen sich arbeitsbereit. Unteroffizier Detlef Richter und Untersergeant Waleri Sabelnikow besetzen gemeinsam eine der Hauptfunkstellen. Nicht nötig, daß sie rätseln, wer mit dem Geben beginnt. Sabelnikow entschließt sich einfach dazu, steigt voll ein wie Sergeant Juri Schwjedow vier Bankreihen hinter ihm. Als sei es das selbstverständlichste von der Welt. Warum auch nicht? Sind sie doch nicht schlechthin als Gäste, sondern als Waffenbrüder und Freunde sehr zielbewußt zum Dienst angetreten, möchten sofort ihr Bestes geben.

Das ist eine Brücke für Detlef Richter und die anderen: Erst mal zuhören können, wie die wichtigsten Redewendungen original gesprochen werden, wie jeder Laut klingt! Das müßte die ohnehin Aufgeregten beruhigen, müßte ihnen Sicherheit für den eigenen Auftritt geben. Unteroffizier Richter spitzt die Ohren, zuckt aber bald hilflos mit den Schultern. Sabelnikow spreche zu schnell, meint er. Etwa Tempo 8 mag der flinke, funktionsgeübte Untersergeant aufgelegt haben. Immerhin sind das 8 Gruppen mit je 5 Zeichen in einer Minute. Und am anderen Ende hockt Unteroffizier Ralf Machulla, der „Dicke". Jedes Zeichen muß er verstehen und notieren. Das kann schieflaufen, befürchtet Richter, bittet Sabelnikow mit vereinfachtem Deutsch, langsamer zu sprechen. Doch der versteht nur Russisch, hat aber die ausbleibende Quittung der Gegenfunkstelle registriert und beginnt noch mal von vorn: „Ja Wolga – ja Wolga . . .", wieder wird der Spruch angekündigt. Und wieder reiht sich Buchstabe an Buchstabe, etwas verhaltener. Dann: „Prijom – Kommen!" Der Spruch ist durch.

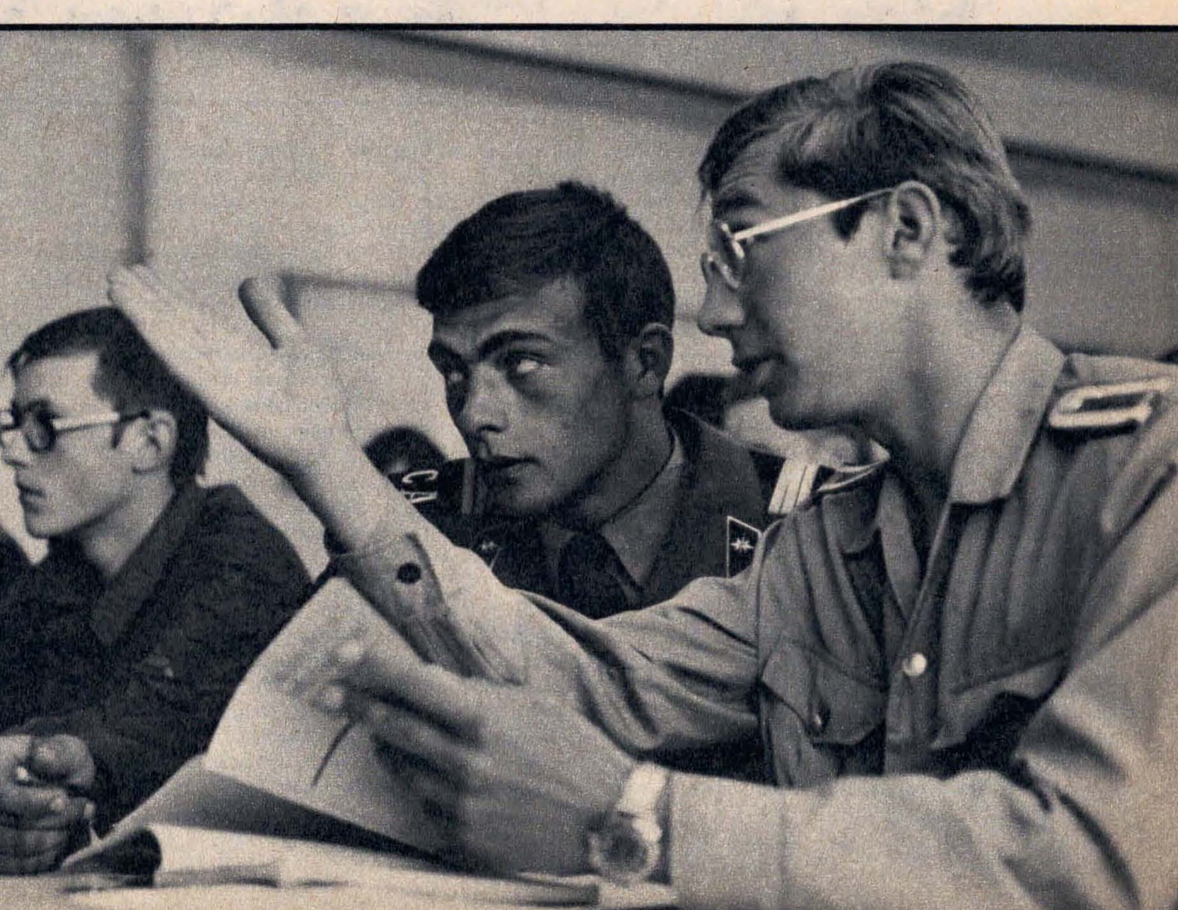
Sergeant Schwjedow hingegen trainiert mit seinem Partner das Alphabet wohlbemessen, mit Fingerspitzengefühl für den Empfänger. Der müßte den Spruch mühelos auffassen können. Aber auch hier geht nicht alles glatt: Der NVA-Funker hat gelernt, daß für „Xanthippe" „mjagkii snak" steht, hört stattdessen aber nur ein kurzes „snak". Das verwirrt ihn augenblicklich und läßt in dieser Stunde noch so manchem Spezialisten Oberleutnant Meinkes die Haare zu Berge steigen. Doch die Jungs sind ehrgeizig, möchten es nun erst recht richtig anpacken und verheddern sich: betonen „Anna"

auf der zweiten Silbe, was ihnen bei diesem Mädchennamen sonst nie einfallen würde. Folge? Michail Pomitkin und dessen Kameraden verstehen anstelle des ersten Buchstabens das weibliche Personalpronomen „sie". Womit sie ebenfalls nichts anzufangen wissen.

Inzwischen, so überlegt Detlef Richter, wird Machulla den Bleistift geworfen haben. Er fragt an: „Dicker, hast du alles mitbekommen? – Langsamer? – Habe ich schon gesagt. Na, ist halb so schlimm, ist ja bloß Übung." Ein doppelsinniger Trost. „Jetzt gebe ich dir mal was durch!" Detlef setzt an, bleibt stecken. Ralf Machulla soll senden! Richter hört und schreibt auf, aber wie? Major Wolfgang Romanski schaut ihm über die Schulter, traut seinen Augen nicht und fragt: „Notieren Sie russisch?" „Russisch? Ooooch!" kommt es gedehnt zurück. Ja, das sei doch viel leichter, gibt der Ausbilder zu verstehen. Unteroffizier Richter lächelt verlegen, prüft sein deutsch Gekritzeltes auf dem Spruchformular und bittet die Gegenfunkstelle, die erste Gruppe zu wiederholen...

Es ist „bloß" Übung, die den Meister macht. Dazu der feste Vorsatz: Ich will, ich muß, ich werde es schaffen! Richtigen Stolz ließen diejenigen Funker spüren, die am Ende melden konnten: Ich habe den Spruch des sowjetischen Genossen vollständig empfangen! Und denen, die noch keinen Durchblick gewonnen hatten, war echte Enttäuschung anzusehen. Meister fallen nicht vom Himmel. Keinem der Männer ist militärisches Können in die Wiege gelegt worden, Waleri Sabelnikow ebensowenig wie Unterfeldwebel Wilfried Stieg oder dem Soldaten Andreas Schmölling. Auch Feldwebel Klaus-Dieter Blacha, fünffacher Träger des Bestenabzeichens und hochqualifizierter Truppführer, mußte ganz klein anfangen. Heute ist er „Fuchs" auf einer modernen Station mittlerer Leistung, genießt Achtung und uneingeschränktes Vertrauen seiner Genossen. Anfänglich habe er selbst mit dem Hör- und Gebetempo 6 auf Kriegsfuß gestanden, trotz einjähriger Ausbildung, gesteht der Fünfundzwanzigjährige. „Zur Truppe versetzt, hatte ich Soldaten auszubilden. Aber mit meinem Niveau? So sagte ich mir selbst: ‚Blacha, du mußt was tun, mußt dir selber was abverlangen!' Da bin ich eben Tag für Tag in die Lehrklasse gegangen, schaltete das Tonband ein, habe gehört und mich systematisch gesteigert."

Das zahlt sich auch heute aus, beim emsigen Tastfunkverkehr zwischen vier im Gelände entfalteten Funkstellen mittlerer und kleiner Leistung. Wieder wird das Geben und Hören von Signalen und Funksprüchen kein Leistungsvergleich schlechthin, sondern ein reger Erfahrungsaustausch. Eines der „Gespanne": Fähnrich Pawel Nowikow und Feldwebel Blacha. Beide verstehen sich trotz sparsamen Wortwechsels glänzend. Was der eine mal übersieht, drückt der andere auf die Taste und umgekehrt. Das Resultat umreißt der



Fähnrich anschließend so: „Natürlich bin ich mit dieser Station vertraut. Aber noch immer hat sie ihre Geheimnisse. Gemeinsam haben wir da Kniffe entdeckt, von denen wir vorher wenig wußten. Bis hin zur Organisation einer stabilen Fernschreibverbindung. Zwischen uns beiden Funkern gab es keinerlei Schwierigkeiten. Wir sind zuverlässige Freunde, glaube ich. Ich hoffe, daß wir uns bald wiedersehen."

Dann, beim zweiten Treffen nämlich, würde der Fähnrich zu den Gastgebern der besten Funktrupps Oberleutnant Meinkes gehören. War doch schon an jenem Junitag beschlossene Sache, daß nur die Besten dafür in Frage kämen. Die Nachrichtenleute hatten das begeistert begrüßt. Und zwölf Wochen, so meinten alle, sollten ausreichen, im Wettbewerb von Mann zu Mann und von Trupp zu Trupp das noch Unvollkommene zu vervollkommnen: Russisch im Nachrichtenbetriebsdienst.

Auf keinen Fall den Bleistift werfen!





Kniffliges reizt sie zum Lachen, die Truppführer Untersergeant Sabelnikow und Unteroffizier Richter. (Bild oben)

Ob während des U-Raum-Disputs mit Unterfeldwebel Meno Strobel...

...oder bei der Arbeit mit Unteroffizier Lothar Förster auf einer Funkstation kleiner Leistung: Sergeant Juri Schwjedow kennt sich aus.

Der Kosmos-Bus

Kurzgeschichte von Unteroffizier d. R. Kurt-Rudolf Böttger

Die Situation war eigenartig und beunruhigend. Seit fast einer Stunde erwartete die Kompanie Spatting im Klubhaus „Zur langen Reihe" ihre Mädchen von der Pädagogischen Fachschule. Oberleutnant Spatting hatte telefoniert und seinen Genossen folgende Antwort überbracht:
„Die Mädels sind schon lange unterwegs!"
Unteroffizier Topo, Spezialist für Topographie, legte eine Landkarte auf den Tisch und bewies exakt, daß was passiert sein müsse.
Zehn Minuten später brach das Empfangskomitee als Spähtrupp auf.
Der Bus stand am Straßenrand. Scheinwerfer und Stopplichter brannten. Die Türen waren nicht abgeschlossen. Im Bus fand man nichts, nicht einmal ein vergessenes Tuch oder einen Zettel mit einem Hinweis.
Oberleutnant Spatting runzelte die Stirn und sagte: „Sehr merkwürdig!" Soldat Timm meinte: „Wie in den utopischen Märchen von Stanislaw Lem. Vielleicht ist hier der Drachen der Wahrscheinlichkeit im Spiel." Topo konterte: „Quatsch. Auf Erden gilt die Dialektik."
„Na, dann waren es eben Marsmenschen", ulkte Timm. Oberleutnant Spatting blickte ärgerlich. „Als Träger des Abzeichens für gutes Wissen sollte Ihnen klar sein, daß es auf dem Mars keine Marsmenschen gibt." Alle drei nickten. Kurze Zeit sagten sie nichts, weil jeder angestrengt nachdachte. Dann sprach Timm lyrisch: „Das Himmelszelt leuchtet mit Stier und Orion. Die Nacht ist vom Tag noch warm. Vielleicht sind sie ausgestiegen, um Glühwürmchen zu fangen."
„Ja, ja", spottete Topo, „vielleicht sind sie zu Fuß in die Himmelsbar des Orion oder..."
Ein Befehl des Oberleutnants stoppte Topos Rede, und unsere drei schwärmten aus. Verabredet, eine bestimmte Zeitlang zu suchen, trafen sie sich an einer Naturdenkmal-Eiche, die auch bei Nacht nicht zu übersehen war. Jeder meldete: „Nichts!" Timm schob seine Ausgangsmütze ins Genick.
„Vielleicht sind sie doch..."
„...durch ein Weltraumfenster mit einer fliegenden Untertasse zum fernsten Dorf der Galaxis, im gerüchteumwobenen Bermuda-Dreieck, bei den sieben Zwergen", ergänzte Oberleutnant Spatting im Tonfall von Karl Valentin.
Topo schüttelte den Kopf. „Glaub ich nicht. Was wollen denn auch sieben Zwerge mit zwanzig Schneewittchen?"
Timm war versucht, das Gespräch im Dialekt von Käp'ten Brise fortzusetzen, aber er unterließ es, denn die Sache wurde allmählich ernst. So suchten sie weiter.
Spatting stolperte, Timm verlor unter den herabhängenden Ästen eines Baumes seine Mütze, Topo stand plötzlich bis zu den Knien in einem Wasserloch. Bei der nächsten Lagebesprechung waren ihre Meinungen so eigenartig wie ihre ramponierten Uniformen.
Timm spann: „Ich kann mir nicht helfen, Mädchen haben manchmal eigenartige Wünsche. Vielleicht sind sie im Weltraum duschen."
„Nein", erklärte Timm, „sie sitzen mit Sigmund Jähn im Orbit, trinken Wernesgrüner und quatschen über Knödelrezepte."
„Es ist nicht zum Aushalten", sagte Oberleutnant Spatting ziemlich laut. „Daß Mädchen ankoppeln, ist gewiß, aber bis jetzt doch nicht im Kosmos."
Plötzlich endete der Wald. Am Horizont leuchteten eigenartige Lichter. Oberleutnant Spatting rieb sich die Augen.
„Ein Tagebau bei Nacht, beliebtes Thema für schreibende Arbeiter und lebensverbundene Maler", ließ sich Timm vernehmen. Topo zog mit der rechten Hand ein Luftdreieck.
„So einen Rahmen drumherum. Das wäre das richtige Bild für unseren Dienstfreisalon."
In diesem Augenblick gelang Timm eine großartige Geste in Kommandeursmanier, streckte er den rechten Arm aus und verkündete feierlich: „Genossen Aufklärer, soeben habe ich sie entdeckt!" Oberleutnant Spatting setzte sein Fernglas an. Tatsächlich, in sicherer Entfernung vom Tagebauabgrund saßen die Mädchen.
„Die getraun sich was", konstatierte Topo. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?", deklamierte Spatting und stiefelte los.
Die Mädchen hockten im Kreis. In der Mitte stand ein untersetzter Mann in Lederjacke, der sogar aus der Ferne gar nichts von einem Weltraumfahrer hatte. Der Lederjackenmann hielt keine flammende Rede, nein, er rezitierte:
„Ich wohne in der Milchstraße.
Im Haus Erde.
Eines Tages wird meine Möbelwagenrakete
im Neubaugebiet Venus vorfahren.
Und die Liebe wird kosmisch sein!"
Die Mädchen klatschten derart laut Beifall, daß sie die Schritte der drei nicht hörten.
„Guten Abend", sagte Oberleutnant Spatting betont laut. Die Mädchen dankten für diesen Gruß wie eine guterzogene Schulklasse.
„Wollen Sie nicht Platz nehmen und zuhören?" fragte der untersetzte Rezitator.
„Nein, nein, wir wollen nur unsere Mädchen abholen."
„So, so", setzte eines der Mädchen zum Kommentar dieses von Oberleutnant Spatting gesprochenen Satzes an.
„Unsere Mädchen? Zu einem Vortrag mit oder ohne Lichtbilder? Zu einem Rundtischgespräch an



eckigen Tischen? Zu einem Alkoholmanöver, bei dem wir dann Sankra spielen?"
Spatting setzte sich auf einen Baumstumpf. Topo zuckte mit den Schultern. Timm malte mit den Füßen.
„Wir haben schließlich einen Patenschaftsvertrag", erklärte Spatting.
„Den haben auch wir", konterte das Mädchen, „10 Punkte sind vereinbart. Aber die Punkte 8, 9 und 10 wurden nie erfüllt."
Das zum Spähtrupp umfunktionierte Empfangskomitee hatte die Punkte des Patenschaftsvertrages nicht im Kopf. Eines aber war klar, daß eben diese drei Abmachungen für die Mädchen sehr wichtig sein mußten.
Timm zwinkerte einer kleinen, zierlichen Blondine zu. Das Zwinkern wurde erwidert. Topo warf Blicke wie Lassos, aber das Ziel seiner Emotionen drehte ihm einen bunten Sommerkleidrücken zu.
Punkt 8, überlegte Timm, war doch das Mondscheinpicknick im Walde. Punkt 9, fiel Topo ein, war dieser poetische Dreiklang Poesie, Phantasie, Protuberanzen. Punkt 10, so erinnerte sich Spatting plötzlich, sollten Verse sein, Verse, geschrieben von seinen Soldaten.
„Mädchen!" rief die zierliche Blondine, „wir sind doch für Vertragstreue!"
„Na, und ob", kam die Antwort im Chor. Alle marschierten im Gänsemarsch am Rande des Tagebaus entlang, trafen auf einen Weg, der schnurgerade zur Straße führte.
Oberleutnant Spatting hielt seine Genossen zurück.
„Jetzt wünschte ich", sagte er erregt, „daß die Mädchen tatsächlich in einem Dorf der Galaxis oder bei den sieben Zwergen wären." Er holte tief Luft. „Also, Genossen. Ich bleibe hier und verzögere die Abfahrt des Busses. Sie, Genosse Timm, eilen schneller als der kleine Muck zum Klubhaus. Die Tische und Stühle sind im Garten aufzustellen. Das Mondscheinpicknick muß in dieser Nacht steigen. Sie, Genosse Topo, schreiben sofort ein Gedicht, in dem die Worte Poesie, Phantasie, Protuberanzen vorkommen. Das ist ein Befehl!"
Was wäre noch zu berichten? Ach ja. Es wurde eine phantastische Nacht. Topo schrieb das erste, sicherlich nicht letzte Gedicht seines Lebens und bekam dafür viele Küsse. Timm war augenzwinkernd für längere Zeit verschwunden. Oberleutnant Spatting verkündete kurz nach Mitternacht: „Alle mal herhören! Wir haben unseren Patenschaftsvertrag in gemeinsamer Beratung etwas verändert. Punkt 1 lautet jetzt: Wir wollen uns immer etwas einfallen lassen!"
Dann las er die anderen Punkte vor. Ein Punkt fehlte.
„Wo ist der Punkt sechs?" rief ein Gefreiter.
Topos Freundin, die im bunten Sommerkleid, reckte sich auf den Zehenspitzen.
„Punkt sechs befaßt sich mit euren und unseren persönlichen Plänen!"
Die Mädchen kicherten, die Soldaten lachten. Und Oberleutnant Spatting legte eine neue Platte auf.
Mireille Mathieu sang: „Der Stern unsrer Liebe..."

Illustration: Paul Klimpke

Unterhaltsame AR

Ich muß Ihnen einmal ein paar sehr lobende Worte aussprechen. Das Magazin ist wirklich sehr unterhaltsam. Besonders gefällt mir, daß Sie auch die sozialistischen Bruderarmeen vorstellen.
Simone Hoffmann, Radeberg

Wer schreibt an Ljuba?

Ich möchte gern mit jungen Leuten aus der DDR zwischen 25 und 30 Jahren korrespondieren. Meine Hobbys sind: Kino, Theater, Konzert, Literatur, Briefmarken und Ansichtskarten.
Ljuba Filatowa, 623270 Swerdlowskaja obl., Stadt Rewda – 10, Kosmonautenstr. 1 a/127 – UdSSR

Warum gerade Baikonur?

Aus welchen Gründen wurde das sowjetische Kosmodrom gerade in Baikonur gebaut?
Soldat R. Jaworski

Baikonur liegt im Herzen des europäisch-asiatischen Kontinents; in nordöstlicher Richtung gestartete Raketen überfliegen auf der sibirischen Raumtrasse 6500 km sowjetisches Territorium und ermöglichen ein gestaffeltes Bahnverfolgungsnetz. In Kasachstan befinden sich günstige Landegebiete für zurückkehrende Raumschiffe, die – nordöstlich von Baikonur gelegen – eine schnelle Rückführung der Kosmonauten zum Raumflughafen gestat-



ten. Außerdem bildet Baikonur mit den Raketenstartplätzen im Norden und Süden der UdSSR fast ein gleichschenkliges Dreieck. Die Basisstrecke Aralsee–Wolga mißt etwa 1500 km und die beiden Schenkel jeweils rund 3000 km, wodurch koordinierte und komplexe Kosmosunternehmen verschiedener Art erleichtert werden. Baikonur ist weit entfernt von Bevölkerungszentren und Hauptverkehrsstraßen; die nächsten Aeroflotlinien verlaufen mehr als 400 km nordwestlich bzw. 500 km östlich. Und schließlich hat Baikonur, 300 m über dem Meeresspiegel, ein für Raumfahrtexperimente günstiges Festlandklima. Der Himmel ist fast das ganze Jahr wolkenlos, das Wetter relativ beständig.



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Dienstzeitfrage

Möglicherweise muß mein Mann während seines Grundwehrdienstes operiert werden. Hat er die Zeit, die deswegen verlorengeht, nachzudienen?
Angelika Schulz, Kostebrau

Nein, das ist nicht der Fall.

Gesucht

...wird die derzeitige Anschrift des Oberleutnants der Reserve Karl-Heinz Hübner, der 1968/69 als Politstellvertreter in einer Erfurter Einheit tätig war.
Helmut Hartung, 508 Erfurt, Am Schwemmbach 26

Akt mit Bademantel

Die Bildkunst-Erläuterungen zu Willi Sittes „Akt mit Bademantel" (AR 7/78) haben uns erst richtig neugierig auf dieses Kunstwerk gemacht und uns dessen Schönheit besser erkennen lassen. Gern würden wir uns eine Reproduktion in die Wohnung hängen.
Hilde und Joachim Saltmann, Rostock

Berufssoldaten in spe

...haben folgende Briefwechselwünsche: Steven Plackert, 502 Erfurt, Marktstr. 35 mit einem Berufssoldaten der Panzertruppen – Eike Weber, 301 Magdeburg, Quittenweg 9b mit einem Nachrichtenunteroffizier – Klaus Klingauf, 1601 Friedersdorf, Berliner Str. 29 mit einem Offizier der Fallschirmjäger – Jens Preller, 652 Eisenberg, Gerichtsberg 33 mit einem Angehörigen der Landstreitkräfte – Mario Meikowski, 402 Halle, Fritz-Reuter-Str. 2 mit einem Leutnant der Grenztruppen – Michael Petzold, 9935 Markneukirchen, Händelstr. 1 mit einem Berufsunteroffizier (technische Laufbahn) der Volksmarine.

Geraume Zeit

...schon bemühen wir uns um patenschaftliche Beziehungen zu einer NVA-Einheit. Bisher ohne Erfolg. Vielleicht kann uns eine Notiz im AR-Postsack weiterhelfen?
Reservistenkollektiv des Bereiches Hauptmechanik, VEB Elektro-Physikalische Werke, 195 Neuruppin, Industriegelände

Ausgleichszahlungen

Während des Reservistenwehrdienstes erhalten die Reservisten neben dem Wehrsold auch eine bestimmte Ausgleichszahlung durch den Betrieb. Wie ist das bei privaten Handwerkern und Gewerbetreibenden geregelt?
Siegfried Sauck, Ahlbeck

In § 11 (4) der Besoldungsverordnung ist dazu festgelegt, daß sie „für nachweisbare Einkommensminderungen einen Ausgleich bei den zuständigen Räten der Kreise bzw. Städte beantragen" können.

Mathematischer Kniff

Auf unserem Schiff haben wir einen rechnerischen Dreh gefunden, das Alter eines Menschen und seine Schuhgröße herauszufinden – ohne daß er beides nennt. Da bei uns inzwischen alle wissen, wie's gemacht wird, können wir unser „Geheimnis" preisgeben: Man nehme Bleistift und Papier und fordere jemanden auf, zu rechnen. Zuerst muß er seine Schuhgröße (aber keine halben Größen verwenden!) mal 2 nehmen, dann 39 hinzuzählen, die nunmehr errechnete Summe mal 50 nehmen, 28 hinzuzählen und von diesem Ergebnis sein Geburtsjahr abziehen. Danach lasse man sich von ihm das Endresultat sagen: Die ersten beiden Zahlen nennen die Schuhgröße und die letzten beiden das Alter. Viel Spaß!
Obermatrose Arno Wolf



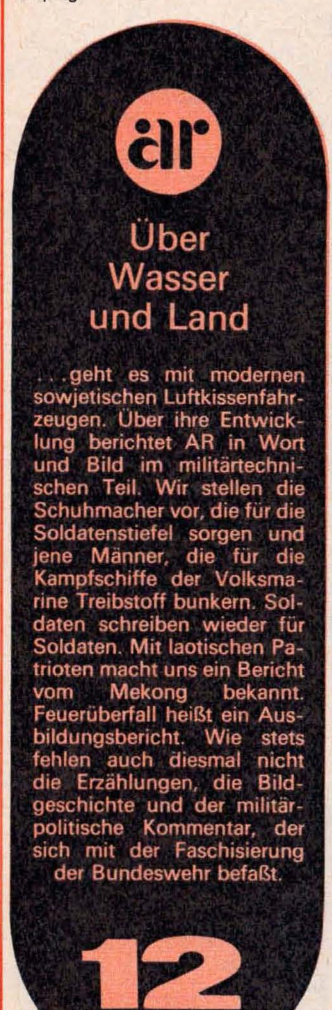
AR im Magazinformat?

Ich weiß, daß die AR seit 1956 erscheint. Ab wann aber kommt sie in dem kleinen Format heraus?
Feldwebel Peter Ruhtz

Seit 1962.

Für . . .

Ausgezeichnet finde ich die Beitragsfolge „Was einem so in die Hand kommt". Durch sie bin ich zum ständigen Leser des Soldatenmagazins geworden, das ich mir vorher nur gelegentlich gekauft habe. Der AR-Chefredakteur, denn um den handelt es sich ja wohl bei dem Autor, versteht es sehr gut, die Geschichte unserer Republik an seiner eigenen Entwicklung darzustellen und auf diese Weise mehr zu sagen, als es mitunter in den Geschichtsbüchern geschieht. Die AR leistet damit einen bemerkenswerten Beitrag zur Vorbereitung auf den 30. Jahrestag der Deutschen Demokratischen Republik.
Oberleutnant d. R. Kurt Schumann, Leipzig



. . . und Wider

Die Schränke und Schubladen, in denen Oberst Karl-Heinz Freitag zu kramen vorgibt, sind anscheinend nicht allzusehr mit persönlichen Dokumenten gefüllt, denn die schon reichlich bekannten Allgemeinplätze überwiegen – bedauerlicherweise. Ich hoffe, daß dieser kritische Hinweis noch nicht zu spät kommt, denn da es sich um eine Beitragsfolge handelt, wird ja die Nr. 3 noch längst nicht der letzte Artikel gewesen sein.
Harry Krahn, Karl-Marx-Stadt

Antworten – nicht nur an Silke

Immer noch kommen Briefe und Karten zu der Frage von Silke Lang im „Postsack" des Heftes 7/78. Es ging um Salami, Schnaps und andere Sachen, die manche von Silkes Kolleginnen ihren bei der NVA dienenden Männern regelmäßig schicken.

Es kann schon vorkommen, daß einem das Essen mal nicht schmeckt. Wenn aber Dein Verlobter kein absoluter Feinschmecker oder Vielfraß ist, dann verhungert er auch nicht.
Reiner Döhler, Kirchberg

Ich bin seit vielen Jahren in einer NVA-Dienststelle als Sachbearbeiterin der Abteilung Verpflegung tätig. Wenn die Frauen und Mädchen, die sich viele Ausgaben machen, um große Eßpakete zu schicken, einmal nach den Mahlzeiten in die Abfallkübel sehen könnten, würden ihnen die Augen übergehen. Unsere Soldaten erhalten eine ausreichende Verpflegung, und auch starke Esser kommen zu ihrem Recht.
Ilse Dietel, Dresden

Es muß nicht unbedingt Salami oder Fleisch (gebraten) sein. Ich hab' letztens ein Glas mit eingeweckten Erdbeeren geschickt.
Viola Lange, Tornau

Auf das Gerede von Deinen Kolleginnen wegen dem Schnaps solltest Du nicht hören!
Unteroffizier d. R. W. Ebner, Berlin

Bei uns im Truppenteil „August Bebel" ist noch keiner verhungert. Es muß nicht immer ein Paket sein, das geschickt wird. Ein zärtlicher Brief tut es auch.
Unteroffizier Jens Schönherr

Ausreichend ist das Essen schon, aber viel zu eintönig. Manchmal tagelang Zungenwurst.
Gefreiter Uwe Stock

Ich freue mich immer, wenn in dem Päckchen neben Büchern und Wäschestücken auch mal ein paar Äpfel Marke „Eigene Ernte", liegen.
Unteroffizier Andreas Erler

Die NVA-Köche kochen nicht schlecht, und es reicht für jeden. Nichts gegen ein Päckchen, aber dann nur zu besonderen Anlässen wie Geburtstag, Tag der NVA oder Weihnachten.
Gefreiter d. R. Udo Schroeder, Neustrelitz



Wer bei der Armee nicht satt wird, ist entweder verwöhnt, oder er sucht einen Grund an allem herum zu nörgeln. Und Schnaps ist überhaupt verboten.
Familie Anton Friedrich, Zeschnig

Eine Bitte an alle Familienangehörigen und Freundinnen der Soldaten: Schickt nur das, was den Genossen wirklich das Leben bei der Truppe verschönt – mal ein gutes Buch, etwas zum Basteln, zu Feiertagen auch einen selbstgebackenen Kuchen. Mehr zu schicken und dann womöglich noch Alkohol, ist weder nötig noch gut.
Unteroffizier H.-J. Tietze

Vor dem Packen eines Paketes solltest Du auch daran denken: Manchmal ist Dein Verlobter mehrere Tage oder sogar Wochen nicht in der Kaserne, sondern im Gelände. Endeffekt: Siehe AR 7/78, Vignette auf Seite 12! Ich konnte mich bei der Fahne nicht übers Essen beklagen. Bester Beweis: In den 18 Monaten habe ich dieselbe Zahl in Pfunden zugenommen.
Gefreiter d. R. Ralf Sturm, Berlin

Man sollte seinen Liebsten nicht allzusehr verwöhnen. Wie heißt es doch: Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, allzuviel ist ungesund!
Ilona Blank, Greifswald

Vergütungen für das Dienstalter

Berufssoldaten erhalten doch meines Wissens auch Zulagen entsprechend ihres Dienstalters. Könnten Sie diese nennen?
Rudolf Genges, Wernigerode

Sie betragen nach fünf Dienstjahren 5%, nach zehn Dienstjahren 10%, nach 15 Dienstjahren 15% und nach zwanzig Dienstjahren 20% der Vergütungen für Dienstgrad und Dienststellung.

„Arsenal 78" im Militärmuseum

„Arsenal 78" – dahinter verbirgt sich eine vielseitige Militaria-Hobby-Schau, die vom 28. November bis zum 17. Dezember 1978 im Armeemuseum der DDR in Dresden zu sehen ist. Viele junge Bastler und Sammler stellten die Exponate zur Verfügung. Zinnfiguren, originalähnliche Panzer- und Flugzeugmodelle, Briefmarken, Münzen und Abzeichen mit militärischen Motiven, Dokumentationen über revolutionäre Ereignisse sowie Arbeiten des künstlerischen Volksschaffens werden zu sehen sein. All das ist möglicherweise eine gute Anregung für die eigene abwechslungsreiche Gestaltung der Freizeit. Interessenten können außerdem Zinnfiguren, Typenblätter und diverse Einzelteile für den Modellbau erwerben.
Unteroffizier d. R. Dieter Gärtner



AR-Markt

Verkaufe AR 5/70, 1 bis 2 und 11 bis 12/71, 1 und 3 bis 9 sowie 11 bis 12/72, 1 bis 3 und 5 bis 12/73, komplette Jahrgänge 1974, 1975, 1976 und 1977: W. Haase, 122 Eisenhüttenstadt, Rosenstr. 7 – Biete AR 2 sowie 6 bis 12/72, vollständige Jahrgänge 1973 und 1974 sowie einzelne Hefte aus den Jahrgängen 1975, 1976 und 1977: Dietlinde Seifert, 728 Eilenburg, Martinstr. 3 – Gebe umfangreiche Literatur, Artikel- und Typenblättersammlung (AR, VA, mt, FR) ab im Tausch gegen Material über historische Waffen: I. Fischer, 402 Halle, Pestalozzistr. 36 – Suche Bild- und Textmaterial über MiG-Jagdflugzeuge, biete Briefmarken: S. Scheitler, 7272 Rackwitz, Leipziger Str. 19b – Biete AR 11/63, 11 und 12/65, 4 und 10/65, 2 und 10/66, 4 sowie 6 und 12/67, 2/68, 11/70, 12/72, Jahrgang 1973 sowie einzelne Hefte des Jahrgangs 1974, ferner mt 9/67, 7/68, 2/70, 9 und 10/72, 1 bis 11/73, 4 sowie 10 bis 12/74, dazu FR 10/73 und 5/74: F. Sperling, 728 Eilenburg, Torgauer Landstr. 22/23 – Suche AR bis einschließlich 1973: D. Springmann, 8036 Dresden, Lübbenauer Str. 13 – Suche AR-Jahrgang 1965: H. Dutschmann, 7701 Riegel, Nr. 15 – Biete AR-Jahrgänge 1962 bis 1976: B. Joechimsen, 3221 Dreileben, Bördestr. 8 – Biete AR von 1975 bis 1977, ferner die Hefte 12/74 und 2/78 zum Einzelpreis von 0,70 M sowie „Das Magazin" von 1970 bis 1977: Dolores Scholz, 56 Leinefelde, Thälmannstr. 4 – Suche Typenblätter aus AR, mt und FR, biete solche über Hand- und Faustfeuerwaffen (evtl. auch im Tausch): L. Bartel, 191 Kyritz, Grotewohlstr. 7d

Indianer in der Hölderlinstraße

Ich interessiere mich sehr für die Geschichte der Indianer. Nun hörte ich, daß es in der DDR auch ein Indianermuseum geben soll. Wo ist es und wann kann man es besuchen?
Matrose Jens Reiffenberg

Das Indianermuseum befindet sich in der Hölderlinstraße 15 von Radebeul, feierte jüngst seinen 50. Geburtstag und ist außer montags und im Januar täglich von 9 bis 17 Uhr geöffnet.

Topfgucker

Ich lese seit drei Jahren Eure interessante AR. Es ist immer schön, den Armisten auf diese Weise einmal in den Topf zu schauen.
Ramona Stricker, Görlitz

Briefnot

Seit Beginn meiner Dienstzeit vor zwei Jahren bekomme ich von meiner Verlobten Post in selbstgemachten Briefumschlägen. Bis vor einer Woche hat sich keiner daran gestört. Nun aber wurde mir gesagt, so gehe das nicht, die Verwendung von selbstgemachten Briefumschlägen habe zu unterbleiben. Die Deutsche Post erklärte auf meine Anfrage, daß sie keine Beanstandungen habe, da die Anforderungen – was Absenderangabe, Anschrift und Frankierung betrifft – erfüllt sind. Was ist nun richtig?
Maat Jens Zierke

Dem Brief lag ein „Muster des Streitobjektes" bei, so daß sich alle AR-Leser ein Urteil erlauben können. Was also meinen Sie dazu?



Mit meiner Größe

. . . von 1,94 m fällt es mir nicht ganz leicht, ein Mädchen zu finden. Ich setze deshalb meine ganze Hoffnung in die AR. Ich bin 20 Jahre alt, Berufssoldat, schlank, dunkelblond und sportlich gebaut. Wer schreibt mir?
Unteroffizier Ralph Winkler,
8040 Dresden, Kohlenstr. 49/3809



Soldatenpost

. . . wünschen sich: Petra Bade (22), 724 Grimma, Str. des Aufbaus 9 – Ruth Rendelmann (18), 3501 Schönfeld, ZBS Zi. 21 – Eveline Reiß (21), 209 Templin, EH „Salvador Allende", Bettenhaus, Zi. K.36 – Sylvia Klosinski und Ute Sauer (beide 19), 756 Wilhelm-Pieck-Stadt Guben, Kaltenborner Str. 156 – Kristina Petschke (20), 829 Kamenz 4, Nebelschützer Str. 33 – Evelyn Eckart (17), 5901 Melborn, Heiligenberg 49 – Regina Böhm (20), 69 Jena, Ginsterweg 9 – Karin Abraham (21), 1138 Berlin, Myslowitzer Str. 59/61 – Karin Thielemann (20), 8251 Kleinzadel, Nr. 67 – Marion Hille (18), 836 Sebnitz, Karl-Marx-Str. 40 – Marita Dynio (20), 828 Großenhain, Liebknechtstr. 6 – Martina Baumgate (17), 432 Aschersleben, Im Busch 20 – Ramona Stricker, 89 Görlitz, Berliner Str. 48 – Andrea Bady (17), 77 Hoyerswerda, Heckert-Siedlung 71 – Christine Hanska (19), 77 Hoyerswerda, Luxemburgstr. 11 – Silvia Stiller (20, mit dreijährigem Sohn), 324 Haldensleben, Bebelstr.

28 – Kerstin Kaufer (20), 801 Dresden, O.-Rentzsch-Str. 77 – Marion Bruder (17), 44 Bitterfeld, Puschkinstr. 25 – Ilona Raschke (19), 798 Finsterwalde, Gartenstr. 6 – Karola Pfenniger (17), 836 Sebnitz, Bergweg 3 – Martina Harlaß (17), 6805 Probstzella, Lehestener Str. 3, PSF 4/62 – Sabine Kläge (17), 7961 Zaaks, Dorfstr. 23 – Marion Graf (17), 6805 Probstzella, Kleinendorfer Str. 30, PSF 14/168 – Simone Hoffmann, 8142 Radeberg, E.-Fenske-Str. 2 – Heike Gärtner (17), 8291 Weißbach, Nr. 47 – Marina Richter (17), 54 Sondershausen, A.-Nexö-Str. 18 – Karin Kielpinski (19, mit einem Sohn), 2071 Kambs, Dorfstr. 22 – Simone Dammann, 111 Berlin, Dietzgenstr. 95 – Roswitha Bartus, 113 Berlin, A.-Hößler-Str. 10a – Gisela Kühne (24, mit vierjähriger Tochter), 6115 Themar, Leninstr. 26 – Birgit Corinth (21, mit dreijähriger Tochter), 2385 Zingst, Müggenburger Weg 4b und Erika Pedde (23), 283 Boizenburg, Fiefhusen 6 möchten sich mit Angehörigen der Volksmarine schreiben. Briefwechsel mit Berufssoldaten wünschen sich: Martina Hennig (21), 2561 Börgerende, Seestr. 38 sowie Martina Günther (20), 3231 Wulferstedt, Feldstr. 195 und Sylvia Hewig, 7022 Leipzig, Viertelsweg 33. Sonja Worgull (18), 25 Rostock 1, Bernstofer Weg 2 sucht Korrespondenz mit einem Offiziersschüler und Jutta Seibt, 705 Leipzig, Bühlowstr. 1 mit einem Berufssoldaten der Landstreitkräfte. Inge Stirius (25, mit einem vierjährigem Sohn) erwartet Post von einem Berufssoldaten ab 26 Jahre.



Reservistenachter

Welche Sportdisziplinen gehören zum Achtertest der Reservisten?
Stabsgefreiter d. R. Manfred Kuhn, Halle

Klimmziehen, 100- bzw. 75-m-Lauf, Handgranatenweitzielwurf, Liegestützbeugen, Dreierhop, Klettern am Tau, 3000- bzw. 1000-m-Lauf und 200 m Sturmbahn (GST).

Kürzer

...die Erzählungen und mehr Seiten für das „Mini-Magazin"!
Soldat U. Weiß und Gefreiter B. Hilbert im Namen von weiteren sieben Genossen

BERUFSBILD



Unteroffiziere der Truppenluftabwehr

Die Truppenluftabwehr ist eine Waffengattung der Landstreitkräfte, die aus Fliegerabwehrraketen- und Flakartillerieeinheiten sowie funktechnischen Truppen besteht. Ihre Aufgabe ist die zuverlässige Deckung der Gefechtshandlungen anderer Waffengattungen sowie wichtiger Objekte und Räume vor Angriffen des Luftgegners. Dabei wirken die Einheiten der Truppenluftabwehr mit Kräften der Luftverteidigung zusammen. Zur Ausrüstung gehören Fla-Raketenkomplexe, Fliegerabwehrselbstfahrlafetten, Fliegerabwehrgeschütze, Funkmeß-, Feuerleit- und Rechengeräte sowie automatisierte Führungssysteme. Die elektronische Ausrüstung und automatisierte Waffentechnik ermöglicht der Truppenluftabwehr die rechtzeitige Aufklärung und wirksame Bekämpfung gegnerischer Luftangriffsmittel in allen Höhenbereichen, bei jedem Wetter, zu jeder Jahres- und Tageszeit.

Der hier tätige Berufsunteroffizier ist Vorgesetzter, politischer Erzieher, militärischer Führer und Ausbilder. Wer sich für diese Laufbahn interessiert und bewerben will, braucht einen festen Klassenstandpunkt. Er sollte möglichst schon Erfahrungen in der gesellschaftspolitischen Arbeit haben. Er darf nicht älter als 26 Jahre sein und muß die 10-Klassen- und die Facharbeiterausbildung besitzen. Günstig ist ein Berufsabschluß in solchen Bereichen wie Elektromechaniker, Elektronikfacharbeiter, Meß- und Regelmechaniker, Mechaniker für Datenverarbeitungs- und Büromaschinen, Fernmeldemechaniker, Maschinen- und Anlagenmonteur und in der metallverarbeitenden Industrie. Der Bewerber sollte an der vormilitärischen Grund- und nach Möglichkeit an einer Laufbahnausbildung der GST teilgenommen haben. Die fünfmonatige Heranbildung zum Berufsunteroffizier an einer Unteroffiziersschule der Landstreitkräfte der NVA umfaßt neben der Vermittlung von gesellschaftswissenschaftlichen, allgemeinen militärischen und physischen auch dem Ausbildungsprofil entsprechende Spezialkenntnisse. Letztere umfassen u. a.: Spezialtaktik; Gefechtsdienst; technische Ausbildung. Bestandteil der Ausbildung ist die Teilnahme an einem Gefechtsschießen. Der Kommandant einer Startrampe oder einer Fla-SFL erwirbt abhängig von seiner speziellen Ausbildung eine staatlich anerkannte Qualifikation als Meister für Organisation oder Meister für Elektronik. Nach erfolgreicher Heranbildung und Unteroffiziersprüfung werden die Absolventen zu Unteroffizieren ernannt. Der Einsatz erfolgt hauptsächlich als Kommandant einer Startrampe bzw. als Fla-SFL-Kommandant in einer Einheit der Truppenluftabwehr. Nach ausreichender Truppenpraxis und weiterer Qualifizierung kann er sich zum Ausbilder oder Kabinettleiter an einer Unteroffiziersausbildungseinrichtung bzw. als Instandsetzungsgruppenführer entwickeln. Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos der NVA, bei denen auch die Bewerbungen einzureichen sind.



Das Kleine Land war die Bezeichnung eines Brückenkopfes am Westufer der Zemesskaja-Bucht im Raum Noworossisk (Schwarzmeerküste) während des Großen Vaterländischen Krieges. „Das Kleine Land" nennt Leonid Iljitsch Breshnew, Generalsekretär des ZK der KPdSU und Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, zugleich seine Erinnerungen an diese heroische Landungsoperation, die er als Leiter der Politabteilung der 18. Armee miterlebte. Wir veröffentlichen Auszüge daraus. Das Kriegsfoto zeigt Genossen Breshnew als Generalmajor.
Die beißenden, Siegeszuversicht vermittelnden Karikaturen entstanden während des Krieges. Sie entstammen den Federn des berühmten sowjetischen Künstler-Kollektivs „Kukryniksy".

Foto: TASS

Malaja Semlja
Das Kleine Land

Auf unserem Brückenkopf entschied sich das Schicksal von Noworossisk und Taman, und das faschistische Oberkommando warf immer neue und neue Truppenteile nach vorn. Acht Tage und Nächte kämpften die Soldaten des Kleinen Landes wie in einem Alptraum, bis die Kräfte des Gegners versiegten, bis die Reste seiner Truppen auf ihre Ausgangsstellungen zurückgingen. Zum Höhepunkt der Schlacht wurde der 20. April 1943, und nicht zufällig ist dieser Tag für mich mit einer angenehmen Erinnerung verbunden.
Leiter der Politabteilung der 225. Marineinfanteriebrigade war M. K. Widow, ein erfahrener und kühner Kämpfer, er hatte großen Einfluß auf seine Soldaten. Auf den Vorwurf seines Kommandeurs, er riskiere sein Leben unnötig, antwortete er: „Ich bin Kommissar und kein Waschlappen!" Und in eben dieser Nacht zum 20. April versammelte Michail Kapitonowitsch die Politarbeiter und zog die Bilanz der Kämpfe. Dann fragte er, ob sie wüßten, warum die Faschisten sich so wütend gebärdeten. Er beantwortete seine Frage selbst: Morgen habe Hitler Geburtstag. Sie wollten mit uns Schluß machen, um ihm damit ein Geschenk zu bereiten. Es wäre doch gut, sagte er, wenn wir diesen Tag auf unsere Weise begehen würden.
Während wir verschiedene Vorschläge diskutierten, machte der damals noch wenig bekannte Maler Boris Prorokow eine Skizze, die sogleich unser aller Zustimmung fand. In der Nacht zeichnete er auf ein Bettlaken ein schweineähnliches Ungeheuer, das aus dem Kaukasus flüchtet. Und das Schwein war unverkennbar: ein kleiner Schnurrbart und eine in die Stirn hängende Haarsträhne. Die Karikatur auf Hitler war hervorragend gelungen. Das Laken befestigten wir an einem Rahmen und stellten es im Niemandsland auf, an einer Stelle, auf die wir uns vorher eingeschossen hatten.
Am Morgen des 20. April konnten die Faschisten von allen umliegenden Höhen, von allen ihren Stellungen aus diesen Glückwunsch sehen. Doch sie schossen, wie vorausgesehen, nicht auf ihren „Führer". Schon nach kurzer Zeit waren sie sich offensichtlich über die näch-



Zurück nach Westen

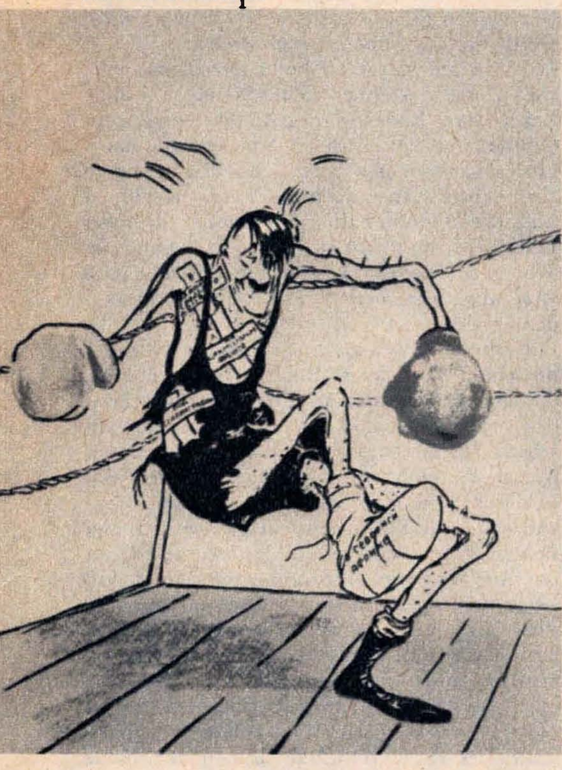
sten Schritte einig. Von drei Seiten krochen Faschisten an den Bilderrahmen heran. Aber das war der Punkt, auf den wir uns eingeschossen hatten: Die Hälfte von ihnen blieb liegen, der Rest verzog sich. Das wiederholte sich noch dreimal an diesem Tag, bis sie ihre Geschütze auf das „Geburtstagsgeschenk" richteten.
„Recht so! Erschießt ihn!" Die Soldaten lachten.
Das Lachen ist eine gewaltige Kraft, Zeugnis des Optimismus, Ausdruck der moralischen Gesundheit des Menschen. Nachdem der Angriff an einem Abschnitt zurückgeschlagen worden war, ging ich mit Dorofejew durch einen Schützengraben. Und wieder hörten wir neben einer Feuerstellung Lachen. Wir traten heran. Ein junger Sergeant, ein Agitator, sprach mit den Soldaten.
„Wir ziehen die Bilanz des Kampfes, Genosse Oberst!" meldete er.
„Und was für eine Bilanz?"
Die um das Maschinengewehr gescharten Soldaten machten dem Sergeanten Mut. „Erzähl! Erzähl!" Er war verlegen, aber von den Genossen ermuntert, faßte er sich ein Herz.
„Hitler hat damit geprahlt, er würde uns heute ins Meer treiben. Mit einem unserer ukrainischen Spottlieder sagte ich, was er erreicht hat. Er ging auf die Jagd, erlegte einen Bären, zog ihm das Fuchsfell ab, brachte einen Hasen mit nach Hause, die Mutter schlachtete die Ente und kochte Mehlspeise. Er probierte sie, aber sie war bitter."
Mit den Soldaten hörte ich vergnügt dem fröhlichen Burschen zu. Sein ganz natürliches Spottlied bedeutete in diesem Augenblick mehr und wirkte stärker als die ernsthafteste Auswertung der Kampfhandlungen. Das war besonders wichtig, weil dieser Tag doch der schwerste aller Tage auf dem Kleinen Land war.
Die Erde brannte, Steine glühten, Metall schmolz, Beton zerbarst, aber die Menschen zogen sich, getreu ihrem Schwur, nicht von dieser Erde zurück. Kompanien hielten dem Druck von Bataillonen stand, Bataillone rieben Regimenter auf. Die MG-Läufe glühten, Verwundete stießen die Sanitäter zurück und warfen sich mit Handgranaten auf die Panzer, im Nahkampf schlugen sie mit Kolben und Messern ein. Und es schien, als würde der Kampf kein Ende haben. Dort, wo alles ringsum mit Leichen des Feindes bedeckt war, erschienen neue Schützenketten, sie wurden vernichtet, aber immer wieder und wieder tauchten graugrüne Silhouetten auf. Und so war es nicht verwunderlich, daß bei einem Angriff einem Soldaten der 8. Gardeschützenbrigade entfuhr: „Was ist denn los, wachsen die aus dem Boden?"

Die Faschisten besaßen an diesem Tag eine bedeutende Überlegenheit an Kräften, wir erlitten hohe Verluste, und nicht nur einmal schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Wie viele unserer Jungen liegen auf dieser Erde, und wie viele von ihnen kehren nicht nach Hause zurück. Mitgefühl im Krieg ist eine schwierige Sache. Der Krieg ist eine grausame Angelegenheit, und der Tod ist unvermeidbar. Irgend jemanden bedauern hieße für ihn einen anderen schicken. Hier gibt es nur eine moralische Rechtfertigung: in schwierigen Augenblicken bei den Soldaten sein, mit ihnen alle Gefahren teilen. Es muß alles getan werden, sie vor unnötigem Risiko zu bewahren, ihnen ihre Mühsal zu erleichtern.
Unter den Dokumenten der Kriegsjahre gibt es eine Direktive, die meine Unterschrift trägt. Sie wurde allen Politorganen, dann allen Politarbeitern gegen Ende des Jahres 1943 während der Kämpfe um Kiew übermittelt. Was sie ausdrückt, war für mich die Hauptsache im Verlauf des ganzen Krieges.
„Tragen Sie ständig Sorge für die Kräfte und die Gesundheit der Soldaten. Die ununterbrochene Versorgung der Soldaten mit Warmverpflegung und heißen Getränken muß zu einer Regel werden, gegen die nicht verstoßen werden darf. Strikteste Kontrolle darüber ist zu sichern, daß alles, was der Staat den Soldaten und Offizieren zur Verfügung stellt, auch restlos zu ihnen gelangt. In dieser Hinsicht gleichgültige und untätige Personen sind streng zur Verantwortung zu ziehen. Außerordentliche Aufmerksamkeit muß der Arbeit der Sanitätsdienststellen geschenkt werden. Die Politabteilungen der Verbände haben spezielle Mitarbeiter abzustellen, die für den Abtransport der Verwundeten vom Kampffeld und dafür verantwortlich sind, daß ihnen rechtzeitig medizinische Hilfe erwiesen wird."
Heute, viele Jahre nach den Schlachten, müssen wir unter der Vielzahl von Aufgaben ständig derer gedenken, die den Krieg miterlebt haben. Sie sind mit Aufmerksamkeit und Fürsorge zu umgeben, ihnen ist in Alltagsfragen zu helfen – das ist die moralische Pflicht aller Staatsorgane, aller Bürger, das ist ein Gesetz unseres Lebens.

★

Während einer Parteiaktivberatung, die ich leitete, saßen die Kämpfer in Reihen auf der Erde. Mitten im Referat detonierte irgendwo hinter mir, aber nicht weit entfernt, eine deutsche Granate. Wir hatten gehört, wie sie heranflog. An sich eine gewöhnliche Sache, und ich sprach weiter. Doch nach etwa zwei Minuten detonierte die zweite Granate, diesmal bereits vor uns. Niemand rührte sich vom Platz, obwohl alle begriffen hatten, daß die Artillerie des Gegners uns „eingegabelt" hatte. „Die

Mein Kampf





Der Frühling ist unser!

dritte Granate", so hieß es an der Front, „gilt uns!" Und da befahl ich:
„Alles auf! Dreihundert Meter nach links zur Schlucht, im Laufschritt – marsch!"
Wir brachten die Arbeit an anderer Stelle zu Ende. Die dritte Granate war tatsächlich an dem Ort detoniert, wo wir zuvor beraten hatten. Stillschweigend kehrte ich mit dem Politarbeiter W. Tichomirow von dort zurück.
„Niemand hat auch nur mit der Wimper gezuckt!" sagte er nur. „Sind das Menschen..."
Ich dachte das gleiche.
In ähnlichen außergewöhnlichen Fällen, sei es im Gefecht oder in der Kampfpause, ist der Politarbeiter berechtigt und verpflichtet, zu befehlen. In der täglichen Arbeit jedoch muß der Befehl für ihn die Ausnahme sein, darf er nur mit der Methode des Erklärens und Überzeugens arbeiten. Außerdem muß auch diese Tätigkeit mit Verstand und Taktgefühl ausgeführt werden. Selbst wenn ein Mensch einen Fehler begangen hat, ist niemand berechtigt, ihn grob anzufahren und zu beleidigen. Mir ist die manchem noch anhaftende Gewohnheit zutiefst zuwider, gegenüber anderen laut zu werden. Weder ein leitender Wirtschafts- noch Parteifunktionär darf vergessen, daß seine Unterstellten ihm nur im Dienst unterstehen, daß sie weder dem Direktor noch dem Leiter dienen, sondern der Sache der Partei und des Staates. Und in dieser Beziehung sind alle gleich. Wer es sich erlaubt, von dieser für unsere Ordnung unverrückbaren Wahrheit abzuweichen, kompromittiert sich hoffnungslos, verliert seine Autorität. Ja, wer sich eines Vergehens schuldig gemacht hat, der muß die Verantwortung dafür tragen: die parteiliche, gesellschaftliche und auch die gerichtliche – jede. Aber in keiner Weise darf man die Menschen kränken, ihre Würde verletzen. So halte ich es heute, dieser Regel bin ich auch in den Jahren des Krieges gefolgt und war bemüht, in diesem Geist die Mitarbeiter der Politabteilung, die ich leitete, zu erziehen...

★

Jede Schlacht, jedes Gefecht, wo immer sie auch stattgefunden haben, bedeuten Feuer, Blut und Tod. Dennoch bleiben, wenn man an die Gefechte in verschiedenen Räumen zwischen Dnepropetrowsk und Prag denkt, im Gedächtnis Bilder, die sich deutlich voneinander unterscheiden. Da ist die Operation von Barwenkowo-Losowaja: Hier tauchen vor dem Auge Menschen auf, die im Schnee versinken, die vom eisigen Wind weggedrückt werden. Die Kämpfe auf dem Kleinen Land: Detonationen, das brodelnde Wasser der Zemessbucht, in der mit Soldaten vollgestopfte Schiffe hin und her geworfen werden. Die Straße von Suchumi zur Küste: nur Staub. Er hing in der Luft, hüllte

die Häuser, Geschütze und Fahrzeuge ein, legte sich als dicke Schicht auf die Pflanzen und drückte die Zweige nach unten. Er drang durch die Stiefelschäfte bis zu den Füßen und durch die Kleidung bis auf die nackte Haut. Wir schluckten ihn zusammen mit dem Wasser und der Nahrung und auch einfach beim Atmen.
Über solch eine staubige, von der Sonne erhitzte Straße fuhr ich unter dem Bersten der Granaten zu einer der Divisionen, die sich auf das Gefecht vorbereitete. Das Fahrzeug geriet in eine Stauung, ich stieg aus, um nach einem Umweg zu suchen, und erlebte, wie sich am Straßenrand ein Sergeant und ein Soldat laut stritten. Es ging um folgende interessante Geschichte.
Der Soldat war aus dem Lazarett gekommen und sollte zu einem Reservetruppenteil. Unterwegs war er bewußt hinter der Gruppe zurückgeblieben und hatte sich entfernt. Der Sergeant, der nach ihm geschickt worden war, fand ihn in dem Truppenteil wieder, in dem er vor seiner Verwundung gedient hatte. Der Kompaniechef informierte sich über den Sachverhalt und sagte zu seinem ehemaligen Soldaten:
„Da kann ich nichts ändern, du mußt mit dem Sergeanten gehen."
Sie gingen auch. Aber unterwegs begehrte der Soldat auf. „Ich gehe nicht mit und basta, ich kehre zu meinem Truppenteil zurück."
„Er hat den Befehl, in unser Regiment zu kommen", antwortete der Sergeant auf meine Frage. „Er ist dem Befehl nicht nachgekommen und hat den Fahneneid verletzt. Man müßte ihn aburteilen, aber er widersetzt sich noch."
„Nein, ich habe ihn nicht verletzt, Genosse Kommandeur", sagte der Soldat. „Ich bin doch nicht ins Hinterland gelaufen, sondern zu meinem Truppenteil."
„Und wo ist der?"
„Direkt in der Hölle, er wartet auf die Angriffe der Fritzen, aber die", er wies mit dem Kopf unfreundlich auf den Sergeanten, „trödeln bloß 'rum!"
Man muß sich da hineinversetzen. Ein Mensch braucht laut Gesetz nicht in den Kampf zu ziehen. Zumindest hat er eine Zurückstellung erhalten, und es ist noch ungewiß, wann er gehen muß. Aber es zieht ihn in den Kampf. Welche Schlußfolgerung ergibt sich aus diesem auf den ersten Blick rein persönlichen Entschluß? Der Soldat vertraut seinen Kommandeuren und politischen Leitern, er glaubt an seine Kameraden, mit denen er zur Aufklärung oder zum Angriff antreten wird. Warum sollte er sonst Verlangen nach seinem Truppenteil haben? Außerdem hatte er sich selbst in den Kämpfen als würdig erwiesen. Ein Feigling würde sich einen anderen Truppenteil suchen, würde dorthin gehen, wo es keine Zeugen seines Kleinmutes gibt. Ein nachlässiger Soldat, der von seinen Kameraden nicht geliebt wird, würde nicht zu ihnen zurück wollen.
Ist das vielleicht eine besondere Kompanie, wohin es die Männer zieht? Nein. Von allen Ecken und Enden der gesamten sowjetisch-deutschen Front, in allen Sanitätsbataillonen hörten wir immer wieder: Ich will zu meinem Truppenteil! Ihre Kompanie, ihr Regiment und ihre Division halten die Männer für etwas Besonderes, für die beste, im wahrsten Sinne des Wortes für die ihre. Unsere ganze Armee muß wohl aus „besonderen" Truppenteilen bestanden haben.
Ich erinnere mich an einen anderen Fall, der noch bezeichnender ist. Ein Angriff stand bevor, die Truppen wurden in Transportzüge verladen, und ich beschloß, mich im Lazarett umzusehen. Im ersten Krankensaal lagen dreißig Mann, die nicht mehr bettlägerig waren. Ich verabschiedete mich von ihnen und sagte, daß wir weiter die Faschisten schlagen werden und sie schnell genesen und uns dann einholen sollten. Alle antworteten wie aus einem Mund, daß sie unbedingt zu uns stoßen würden. Im nächsten Raum lagen Schwerverwundete. Der Arzt hatte uns darauf aufmerksam gemacht, daß der erste neben der Tür, ein Leutnant, nicht überleben werde, der Brand war nicht mehr aufzuhalten. Ich ging zu ihm. Schönes welliges, schwarzes Haar, schwarze Brauen und blaue Augen in einem todgeweihten Gesicht. Ich fragte ihn, ob er Bitten oder Wünsche habe.
„Doch, Genosse Oberst, hab' ich. Kümmern Sie sich doch drum, daß man mich, falls ich nicht sterbe, zu meinem Truppenteil zurückschickt."
Ich konnte ihm nicht sofort antworten. Meine Erregung zurückhaltend, sagte ich, daß ich mich unbedingt darum kümmern werde, er könne unbesorgt sein. Ich fragte ihn, in welchem Truppenteil er gekämpft hatte und wie er verwundet worden war. Ich hatte mich schon verabschiedet und wollte gehen, da hörte ich:
„Werden Sie sich auch wirklich darum kümmern, Genosse Oberst?"
„Natürlich, ganz bestimmt."
„Aber Sie haben doch meinen Namen nicht aufgeschrieben."
Und wieder konnte ich ihm nicht sofort antworten. Da half mir die Schwester aus der Verlegenheit.
„Aber ich schreibe es doch schon auf", und sie wies auf ein Blatt Papier. „Name, Dienstgrad und Nummer des Truppenteils. Sehen Sie?"
Ich griff nach dem Blatt und las: „Es ist Zeit zu gehen." Eilig steckte ich es in die Kartentasche und blickte den Leutnant an. Er lächelte. Ein Kloß saß mir im Hals. Während des Krieges hatte ich oftmals diese Worte gehört: Ich will zu meinem Truppenteil. Aber niemals werde ich den Leutnant mit seinem so unmilitärischen „Kümmern Sie sich doch darum" und jenen

widerspenstigen Soldaten auf der Straße von Suchumi vergessen.
Was für Helden waren das! Welch eine unauffällige, unauslöschliche Liebe zur Heimat, welch ein Verlangen, sie zu schützen, ohne an das eigene Leben zu denken. Mich hat nicht so sehr die Bitte des Soldaten selbst berührt, sondern wie er sie vorgebracht hat. Ohne sich mit seinem Heldenmut zu brüsten, sich gleichsam rechtfertigend, als bitte er um etwas ganz Persönliches, Privates, nur für sich allein.
Was konnte ich dem Soldaten am staubigen Straßenrand antworten? Nach allen Dienstvorschriften und nach den Regeln der militärischen Disziplin war er schuldig. Im Krieg kann sich nicht jeder selbst seinen Dienst aussuchen. Er kann nicht „auf eigenen Wunsch" den Dienst quittieren und woanders hingehen. Nach dem Gesetz war ich verpflichtet, ihn dorthin zu schicken, wohin man ihn beordert hatte. Aber ich zögerte.
„Was soll ich mit Ihnen machen?" fragte ich ihn und wußte wirklich nicht, wie ich mich verhalten sollte.
„Schicken Sie mich zu meinem Truppenteil zurück, Genosse Kommandeur. Ich möchte doch in die Partei eintreten! Damals habe ich es nicht mehr geschafft, die Formalitäten zu erledigen, bin ins Lazarett gekommen, jetzt habe ich den Antrag gestellt, außerdem hat mich so ein verdammter Fritz erwischt. Aber bei denen", er deutete wieder auf den Sergeanten, „kennt mich ja niemand."
Diese Worte beseitigten meine letzten Zweifel. Ich bat den Adjutanten, seinen Namen und die Nummern beider Truppenteile zu notieren. Ich versprach dem Soldaten: Spätestens morgen würde der Befehl über seine Versetzung da sein. Aber jetzt sollte er mit dem Sergeanten gehen, denn niemand habe das Recht, einen Befehl zu verweigern. Laut Befehl wird er dann zu den Seinen zurückkehren. Der Soldat konnte seine Freude nicht verbergen und tat es auch nicht. Er nahm Haltung an und legte verwegen die Hand an die Mütze. „Gestatten Sie zu gehen?"
Immer wieder kann man sich davon überzeugen, wie recht Lenin hatte, als er auf die große Bedeutung der Verbindung mit den Massen und des Umgangs mit den Arbeitern, Bauern und Soldaten hinwies. Wie viele wichtige und bedeutungsvolle Schlußfolgerungen wurden durch die Begegnungen und Gespräche mit Soldaten bei der Rast, bei der Erholung und in den Stellungen gezogen. So war es auch nach jener Begegnung im Lazarett und dem zufälligen Gespräch mit dem Soldaten auf der Straße. Ich habe natürlich mein Versprechen gehalten. Aber außerdem wurde entschieden, die Soldaten nach der Entlassung aus den Lazaretten nach Möglichkeit in ihre Truppenteile zurückzuschicken.



Ich werde auch den großen Festakt, die Parade auf dem Roten Platz zu Ehren des Sieges, nicht vergessen. Mit Freude und Stolz las ich den Befehl, daß zum Kommissar des Paraderegiments der 4. Ukrainischen Front der Chef der Politischen Verwaltung der Front, General Breshnew, ernannt worden war. Wie eine teure Reliquie bewahre ich bis auf den heutigen Tag den Degen auf, den ich trug, als ich gemeinsam mit der Führung an der Spitze unseres Regiments an der Parade teilnahm.
So war auch mein Traum, den Sieg zu erleben, in Erfüllung gegangen. Es war der Traum von Millionen sowjetischer Soldaten, die nicht nur ihren Heimatboden bis zum letzten verteidigt haben, sondern auch die Siegesfahne über die schweren Wege des Krieges getragen und sie in Berlin auf dem Reichstagsgebäude gehißt haben.
Unser Sieg verkörpert einen großen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit. Er hat die Größe unserer sozialistischen Heimat gezeigt, er hat die uneingeschränkte Macht der kommunistischen Ideen gezeigt, und er hat außergewöhnliche Beispiele an Selbstaufopferung und Heldentum hervorgebracht – das alles ist wahr. Und es möge Frieden sein, weil ihn die sowjetischen Menschen und alle ehrlichen Menschen der Erde dringend brauchen.
Bis zum letzten Tag haben wir treue Genossen begraben, auf dem ganzen Weg haben wir die Spuren der faschistischen Greueltaten gesehen, sind weinenden Müttern, untröstlichen Witwen und hungernden Waisen begegnet. Und wenn man mich heute fragen würde, welche wichtigste Schlußfolgerung ich, der ich den Krieg vom ersten bis zum letzten Tag miterlebt habe, ziehen würde, so würde ich antworten, daß es ihn nicht mehr geben darf. Krieg darf es niemals mehr geben.
Glücklich ist ein Politiker und glücklich ist ein Staatsmann, wenn er immer das sagen kann, was er wirklich denkt, das tun kann, was er wirklich für notwendig hält, und danach streben kann, woran er wirklich glaubt. Als wir das Friedensprogramm verkündeten und auf vielen internationalen Begegnungen mit Initiativen aufgetreten sind, die auf die Beseitigung der Kriegsgefahr gerichtet waren, habe ich das getan, danach gestrebt und über das gesprochen, woran ich als Kommunist zutiefst und bis zum Schluß glaube.
Das ist wahrscheinlich auch die wichtigste Schlußfolgerung, die ich aus der Erfahrung des großen Krieges gezogen habe.

Aufregung wie vor einer bedeutenden Theaterpremiere herrscht im Haus der NVA Halle. Instrumente werden gestimmt. Serviererinnen zupfen hier und dort noch einmal an den Tischdecken. Frau Ribeck, die Leiterin der MHO-Gaststätte, läuft aufgeregt umher. Das ist sonst nicht ihre Art, denn sie hat langjährige Berufserfahrung. Heute jedoch geschieht Besonderes. Liebe Gäste werden erwartet. Es sind Gäste, die sich sonst nur im Staub des Übungsgeländes oder in Eile in den Stabsgebäuden treffen. Mit jenen, die da kommen sollen, setzte man „Glanzlichter" in der Gefechtsausbildung – jeder für sich, aber auch vielfach im gemeinsamen Mühen. Es sind Genossen einer sowjetischen Garde-mot. Schützendivision mit ihren Frauen.







Von ganzem Herzen

Sie wurden hier in das Haus der NVA vom Rat des Bezirkes und vom Stab eines Verbandes der NVA eingeladen.
Von ganzem Herzen möchten die Genossen der Nationalen Volksarmee ein Dankeschön sagen für die hohe Gefechtsbereitschaft der sowjetischen Waffengefährten. Viele Jahre schon währt dieses herzliche Verhältnis zwischen den sowjetischen Genossen und den Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren unserer Armee, die am Standort Halle ihren Dienst tun. Und seit vielen Jahren schon hat sich das Haus der NVA in Halle zu einem zentralen deutsch-sowjetischen Treff entwickelt. Besondere Verdienste daran hat der Leiter des Hauses, Major Schinkowski.
Ein Tusch vom Musikkorps. Das Fest kann beginnen. Es soll nach hiesiger Sitte gefeiert werden. Das war ein Wunsch der sowjetischen Gäste.
Mitwirkende sind außer dem Musikkorps: der Singeklub „Thomas Müntzer" aus dem Truppenteil „Otto Schlag", Künstler der Konzert- und Gastspieldirektion, Köche und Kellner der Klubgaststätte der Militärhandelsorganisation und die Mitarbeiter des Hauses der Armee als Veranstalter.
Dem Tusch folgen keine offiziellen Reden, dafür unterhält man sich sogleich und um so mehr an den Tischen. Alle scheinen sich bereits nach den ersten Minuten zu kennen. Bei vielen ist es ja auch so. Das sah man schon an der Garderobe, bei der herzlichen Begrüßung.
Was können wir denn typisch Nationales bieten? Das war während der Vorbereitung die große Frage. In der Sowjetunion gibt es unzählige Möglichkeiten, weil sie ein an nationalen Traditionen und Unterschieden so vielfältiges Land ist. Heraus kam: Ein Stückchen Bauernmarkt, ein Stückchen Dorfkirmes, ein Stückchen Schlachtefest, ein Stückchen Jahrmarkt und ein Stückchen Bockbierfest. Das war die Idee – und nicht die schlechteste. Aber Probleme tauchten auf: Wo bekommt man heutzutage einen ganzen Schweinekopf her? Oder: Wer bäckt riesengroße Brezeln, solche, wie man sie nur noch in Märchenbuchillustrationen sieht? Die Genossen des Hauses der Armee haben viele „heiße Drähte" – ehrliche, sei hier betont, denn alle Genossen, ohne Ausnahme, sind für viele immer hilfsbereit zur Stelle. Also gab es einen Schweinekopf, und es



Von ganzem Herzen





wurden auch Brezeln gebacken. Diskutieren, tanzen, lachen, essen, trinken – so sollte es sein, ohne Protokoll. Das „Protokoll" herrscht dann wieder, wenn es an die ernste militärische Arbeit geht.

„Schneeballtanz." Die Regel ist militärisch. Der Kommandeur beginnt. Ganz nach der Kriegskunst Tschapajews – zu Beginn des Gefechts ist der Kommandeur immer vorn. Tanz – Unterbrechung, jeder sucht sich einen neuen Partner. Wieder Unterbrechung und so weiter... Bis alles tanzt. Und jetzt kommt die Attraktion – zum ersten Mal im HdA als künstlerisch Mitwirkende: Köche und Kellner der Militärhandelsorganisation. In einem kleinen Umzug wird Kulinarisches präsentiert. Allem voran der Schweinekopf, der auf „Weisung" des Küchenleiters die Ohren spitzt und den Rüssel zu einem zufriedenstellenden Grinsen hebt.

Kommandeur Oberst Zeh war es zugedacht – mit umgebundener Schürze, versteht sich – diesen Schweinekopf zu zerlegen. Es gelang ihm vorzüglich. Auf die Frage, ob er das geübt habe, schwieg er beharrlich. Übrigens ist Oberst Zeh ein Offizier, der an einer Militärakademie in der Sowjetunion studiert hat. Ihn verbindet deshalb besonders viel mit diesem Bruderland. Er erzählt einer größeren Tischrunde an diesem Abend, daß sein Sohn Torsten wohl schon besser russisch spreche als er selber. Das komme daher, weil er ständig mit Sascha, dem sowjetischen Kommandeurssohn, zusammenhokke.

Wieder ein Tusch. Die Zunft der Bäcker stellt sich vor. Die Brezel, ihr Zunftzeichen, gibt es nicht mehr zu kaufen – jedenfalls in Halle und wohl auch in Berlin nicht. Was also hier „anrollt", sind Museumsstücke. Aber eßbare. Flankiert wird dieser Auftritt von der Gemüsefrau und der Marktfrau mit einem Korb voller Eier. Die sowjetischen Gäste waren erstaunt und gerührt. Das ist verständlich, denn Gastfreundschaft ist in ihrem Land ein hohes Gebot.

Die Stimmung erreichte ihren Höhepunkt, als ein Sängerwettstreit durch den Singeklub „Thomas Müntzer" angeregt wurde. Die sowjetischen Freunde standen als erste in einer Reihe vor der Bühne. Unsere Genossen mußten etwas „angeschoben" werden und begannen mit „Es zogen auf sonnigen Wegen". Das ging gut, weil ja der Singeklub verstärkte. Jetzt kamen die Freunde an die Reihe. Der Stellvertreter des Kommandeurs für technische Ausrüstung, Oberstleutnant Golobko, entpuppte sich als großer Solist, dem sich, überraschend für alle, sehr schöne Stimmen zugesellten. Mehrere Volkslieder wurden „ausgetauscht". Eine schnell gebildete Jury mußte den sowjetischen Genossen den Sieg zuerkennen. Sie waren eindeutig besser.

Das Fest ging schnell zu Ende – zu schnell, wie alle Gäste beim Abschied versicherten. Und sie trennten sich voneinander mit dem Gruß: „Bis morgen!" Viele werden sich morgen wiedersehen, werden beraten und planen, werden schießen und treffen – für uns alle...

Major Wolfgang Matthées
Fotos:
Oberstleutnant Ernst Gebauer



Johannes R. Becher

Vermächtnis

Nimm dies als Vermächtnis:
Halt wach dein Gedächtnis!

Halt wach jede gute Tat!
Halt wach jede Art Verrat!

Halt wach dein Gedächtnis!

Präg dir ein den Todesschrei,
Als ob es dein eigner sei!

Halt der Wahrheit Lehre fest,
Daß sie dich nicht ruhen läßt

Und dich mahnt und wieder mahnt,
Und du ahnst, was keiner ahnt –

Halt wach dein Gedächtnis!

Prüf dich, ob du nichts vergißt,
Und du prüfst so, wer du bist.

Prüfe dein Gedächtnis!

Wisse: Gutes ungetan
Ist soviel wie schlecht getan –
Denk daran!

Prüfe dein Gedächtnis!

Halt dir dein Gedächtnis wach,
Schlecht Gedächtnis macht dich schwach.

Gut Gedächtnis ist Gericht,
Das freispricht und schuldig spricht.

Mach stark dein Gedächtnis!

Otto Nagel, Vermächtnis, Lithographie

Der 60. Jahrestag der Novemberrevolution in Deutschland ist ein willkommener Anlaß, einen der bedeutendsten Künstler des deutschen Proletariats vorzustellen. Im Jahre 1894 geboren, wuchs Otto Nagel als Sohn eines armen Tischlers im Berliner Wedding auf. Seine Lehrstelle als Glasmaler verlor er, da er gemeinsam mit den Glasern am 1. Mai demonstrierte und feierte. Als ungelernter Arbeiter war er in vielen Berufen tätig. Schon zu dieser Zeit zeichnete Otto Nagel unaufhörlich. Jeden Pfennig, den er übrig hatte, verbrauchte er für Mal- und Zeichenutensilien. Eine Kunstakademie hat er nie besucht. Er malte die Menschen, die ihn umgaben, die ihm nahe waren, er malte ihre Freuden und Leiden, ihre Siege und Niederlagen, wie er als Arbeiter sie sah, vom proletarischen Klassenstandpunkt aus. Dieser künstlerischen Grundhaltung blieb Otto Nagel bis an sein Lebensende treu.

Im Gedächtnis aufbewahrt,
Sich das Gute um dich schart,

Es nimmt zu und wächst an Kraft,
Kühnheit wächst und Leidenschaft –

Stärke dein Gedächtnis!

Schreib dir's ins Gedächtnis ein!
Nichts wird je vergessen sein,

Wenn es im Gedächtnis wacht,
Dein Gedächtnis wird zur Macht.

Nimm dies als Vermächtnis.
Mach stark dein Gedächtnis!

Macht sei dein Gedächtnis!

Die Akademie der Künste der DDR vergab 1958 an verschiedene Künstler den Auftrag, ein Werk zum Thema „Novemberrevolution" zu schaffen. Otto Nagel, der damals Präsident der Akademie war, beteiligte sich mit einer Lithographie an diesem Vorhaben. „Vermächtnis" nannte er seine Arbeit, die von dem gleichnamigen Gedicht von Johannes R. Becher angeregt wurde. Beide Arbeiten sind eng aufeinander bezogen. Jeder schuf mit seinen Mitteln ein eigenständiges Kunstwerk. Der Dichter reiht Worte und Sätze, der Grafiker ordnet Linien und Flächen. Sie treffen sich in ihrer gemeinsamen Aussage.
Straff und konzentriert zeichnet Otto Nagel zwei Arbeiter mit geschultertem Gewehr. Hinter ihnen sind weitere Kämpfer angedeutet. Vorder- und Hintergrund faßt der Grafiker mit einer breiten Schraffur zusammen. Dadurch erscheinen die Dargestellten als fest zusammengehörig und als Bestandteil einer großen Masse. Aus dieser Anonymität hebt Nagel das Gesicht eines jüngeren und eines älteren Arbeiters heraus. Gefaßt und aufmerksam blicken sie in die Richtung, aus der sie den Feind erwarten. Das Gewehr ist griffbereit. Sie sind willens, ihre Revolution zu verteidigen. Diese Entschlossenheit spricht auch aus ihrer Haltung. Fest und gerade sind die Linien, mit denen der Künstler ihre Körper zeichnet. Nagel selbst war 1918/19 Mitglied eines Soldatenrates und hatte aktiv am Kampf um die Macht teilgenommen. Aus der Grafik spricht diese Kenntnis des Künstlers um die Schwere und Tragik des Ausgangs der Novemberrevolution, die nicht vollendet werden konnte. Zugleich faßt er dieses Ergebnis als Mahnung auf. Ende der 50er Jahre erinnert er an die Notwendigkeit der Verteidigung der errungenen politischen Macht mit der Waffe in der Hand. Diese hier bildhaft mitgeteilte Erkenntnis des Künstlers hat bis heute nichts an Aktualität verloren.
Nimm dies als Vermächtnis:
Halt wach dein Gedächtnis!

Dr. Sabine Längert
Foto: Akademie der Künste der DDR

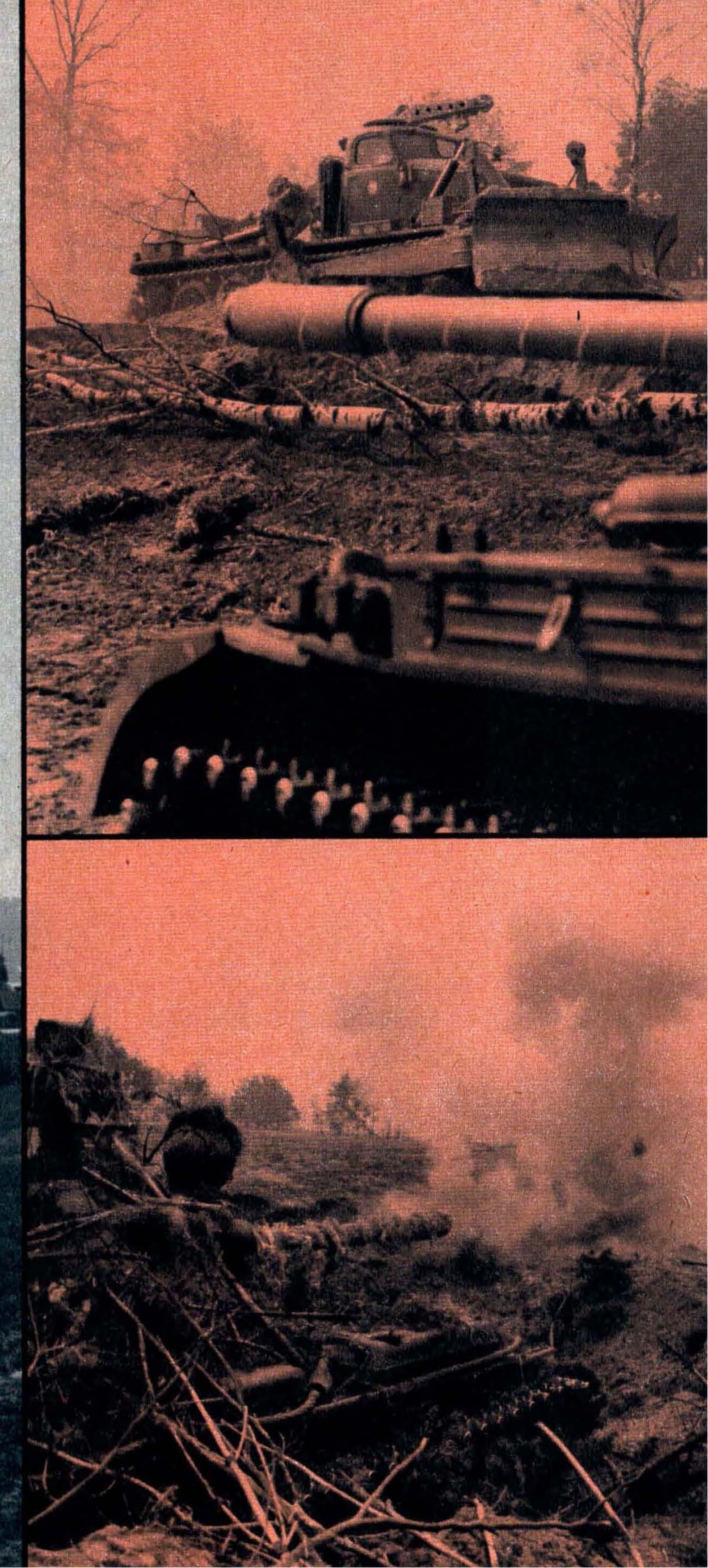


„Dort, längs des niedrigen Waldes, gehen wir zur zeitweiligen Verteidigung über. In Zugstützpunkten." Gebieterisch weist der Arm des Kompaniechefs auf einen Jungkiefernbestand. Seine Panzerkompanie aus dem Julian-Marchlewski-Regiment wurde hierher befohlen, um die Stellungen der mot. Schützen zusammen mit Artilleriebatterien zu stärken. Während die Panzer in ihre Abschnitte rollen, schauen die Kommandanten angestrengt in das Gelände. Sie suchen die günstigsten Bodenformen und -bedeckungen für ihre Stellung aus. Kann der „Gegner" gut beobachtet, die Stellung ausreichend getarnt werden? Ist die gegenseitige Feuerunterstützung gewährleistet, eine Rundumverteidigung und ein gedeckter Stellungswechsel möglich? Können zusammengefaßte Feuer geschossen, die

eigenen Sperren und Zwischenräume gesichert werden? All das haben die Kommandanten zu berücksichtigen. Der „Dicke" braucht Platz im Boden, viel Platz, damit seine Wanne im Erdreich verschwindet und er wenig freie Flächen dem „Gegner" bietet. Mit dem Spaten allein hätten die Panzersoldaten Stunden zu buddeln. Aber die Zeit drängt. So kommen die Pioniere zu Hilfe. Ihre Planierraupen und Bagger schaffen den Panzern in wenigen Minuten ein Deckungsloch. Dann liegt es an den Männern mit den Kopfhauben, der Stellung die letzten Feinheiten zu geben. Sorgfältig wird der Erdwall und vor allem der „Dicke" getarnt. Zweige, Gräser demaskieren seine auffallenden Teile, lassen seine Konturen verschwinden. Nicht mehr lange, und dann spricht die 100-mm-Kanone ihr Wort, kann der erste Schuß brechen.

H. S.

Fotos: M. Uhlenhut





Fotos: Elmer Schmidt



Hast Bäckchen wie Radieschen
und Augen wie die Nacht,
und unter deinem Blüschen
stets Temperament für acht.

Du übst dich als Gesandte
mit Freundlichkeit und Fleiß
und hast sogar Verwandte,
wie ich seit heute weiß:

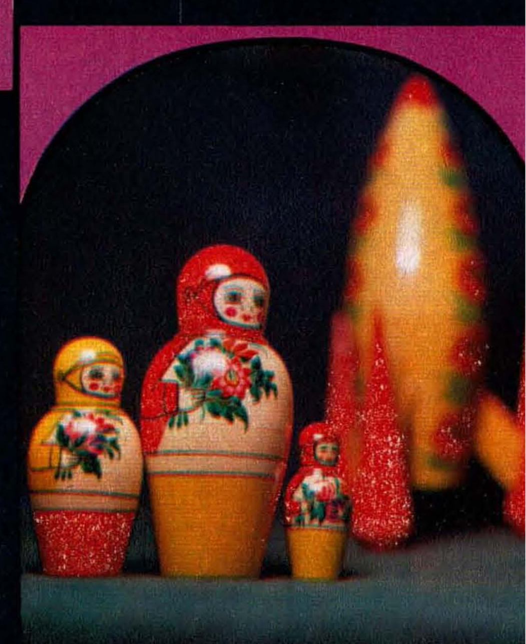
Husaren, Exzellenzen,
rauhbeinig und vital,
und viele Prominenzen
von anno dazumal.

DIE ES LEUTCHEN,

Im Jahre neunzehnhundert
begann dein Lebenslauf.
Wir schraubten höchst verwundert
dein Innenleben auf.

Zwar fehlt's am Sex-Appeale
und auch am Blondgelock,
doch keine hat so viele
Reserven unterm Rock.

Und stehst du auch in Grüppchen
heut überall Spalier,
von allen dicken Püppchen
bist du die Liebste mir.



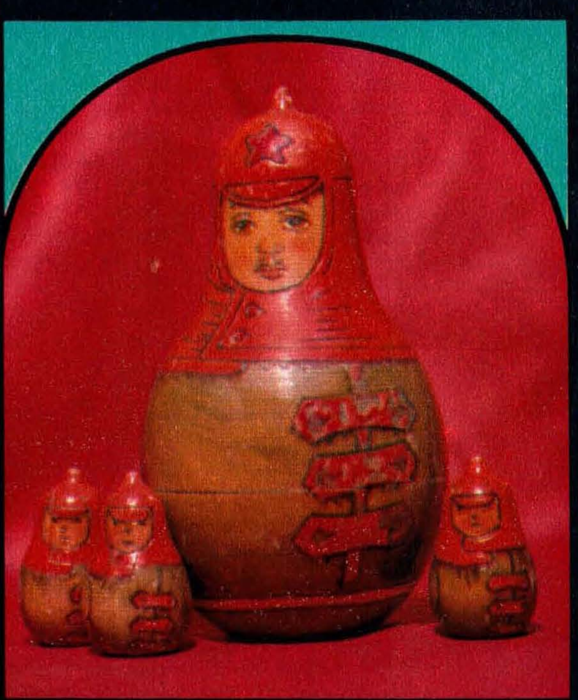


Matrjoschka hat Familie,
und ist sie, wie man sieht,
auch keine schlanke Lilie
– der Puppennachwuchs blüht!

Und ob Budjonnys Reiter,
ob Peters kühne Schar –
Verwandte stimmen heiter.
Hier wird es offenbar!

Hans Krause

HABEN IN SICH



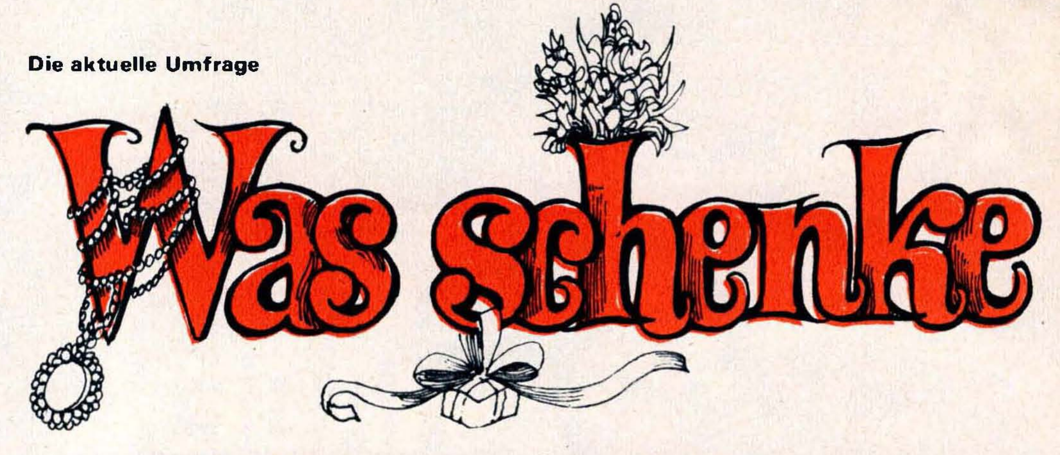
Teils glatte, teils behaarte,
darunter, wie extrem,
Napoleon Bonaparte!
– Wie kommste bloß zu dem?

Zwar präsentiert der Beste
sich ohne die Armee,
doch unter seiner Weste
verbirgt sich der Fouché.

Doch diese Finte nützte
ihm keineswegs, denn auch
Kutusow, der Gewitzte,
hat seinen Stab im Bauch!



Die aktuelle Umfrage



Viele werden in diesem Monat verdrießlich den Kalender anschauen, weil er nicht mehr viele Tage vermeldet, die zum Einkauf der Weihnachtsgeschenke übrig bleiben.
Die Rennerei geht los, um traditionsgemäß, aus Liebe oder Freundschaft, aus Aufmerksamkeit oder Dankbarkeit, weil es einfach Spaß macht oder um sein Prestige aufzumutzen, aus Gewohnheit oder weil man ein schlechtes Gewissen hat, ein Geschenk zu erstehen.

Mit sechs Fragen wollten wir ein wenig die Stimmung zum Schenken und natürlich auch zum Beschenktwerden testen.

1. Warum beschenken Sie sich?

Mit der ersten Frage landeten wir bei mindestens zehn schulterzuckenden Soldaten und Mädchen, die darüber noch nicht nachgedacht hatten und es auch für uns nicht tun wollten. Unteroffizier Michael Brauer (21) beantwortete diese Frage dagegen mit einer Lebensregel, die ihm Freude und Freunde einbringt. „An Tagen, an denen ich Grund zum Frohsein habe, lasse ich möglichst viele andere Menschen daran teilhaben. Das tue ich mit Geschenken. Als ich zum Beispiel mein erstes Facharbeitergehalt bekommen habe, bin ich gleich in die Stadt gefahren und habe Geschenke eingekauft."
Ein wenig bissig äußert Soldat Lutz Mehlitz (23), daß er seine Kinder beschenken würde, um ihre Traurigkeit zu lindern, die durch die achtzehnmonatige Trennung hervorgerufen wurde. Das Schenkmotiv von Marlis Streidter (24) ist: „Ich fühle mich sehr wohl, wenn ich anderen eine Freude machen kann. Das ist mir größere Befriedigung, als selbst beschenkt zu werden." Leutnant Gerhard Ruhland (26) wählt Geschenke aus, die unbedingt einen bildenden und erziehenden Wert haben müssen. Sonst sei seiner Meinung nach ein Geschenk sinnlos. Dietlinde Moser (19), gerade in Beethoven-Platten wühlend: „Ich schenke grundsätzlich nur aus Liebe. Das ist mir das wichtigste Motiv. Alles andere kann man vergessen..." Gefreiter Wolfgang Marotzke (22) blinzelt etwas listig über seine Brillengläser und verkündet, daß er nur etwas schenkt, wo auch wieder „was zurückkommt". Achtung und Zuneigung will Oberstleutnant Bartels (43) mit einem Angebinde ausdrücken. Und seiner Frau damit danken, daß sie es mit ihm schon so lange ausgehalten habe.

2. Zu welchem Anlaß?

Frage zwei: Anlässe. Hauptmann Jörg Tümmler ist für einen würdigen Anlaß und versteht darunter zum Beispiel Jugendweihen, Geburtstage, großartige Leistungen im Sport und beim Lernen. Soldat Holger Dietz (20) ringt sich ein „schwer zu sagen" ab, meint aber dennoch, daß er es mit der Tradition habe – „Feiertage und so". Soldat Detlef Juckel (23) wartet nicht auf die Gelegenheit. Er schenkt seiner Freundin immer gleich das, was ihr gefällt. „Ich bringe meiner Frau auch ohne Anlaß Blumen mit, obwohl andere das als ‚Drachenfutter' bezeichnen." Solch blumiger Dank kommt von Oberfeldwebel Joachim Grundmann (24). Oberleutnant Axel Gröbel (27) nimmt Dienstreisen, Abschlüsse von Lehrgängen und „alle möglichen Arten von Feiertagen zum Anlaß", um Geschenke loszuwerden. Und Soldat Andreas Kretzschmar (23) bringt Blumen oder andere Aufmerksamkeiten „auch ohne Grund mit", während Soldat Ralf Herty (23), „Geldtage, Prämien und gute Laune" zum Anlaß nimmt, für eine Liebesgabe zu sorgen.
Ob nun Jugendweihen, Weihnachten, Ostern, Geburtstage, Jubiläen aller Art, Hochzeiten, Namensgebungen, Verlobungen, Verliebtsein, Freundschaftstreffen, Besuche, Wohnungseinweisungen, es gibt genügend Anlässe. Und man beschenkt sich auch fleißig zu solchen Ereignissen. Das ist gewiß.



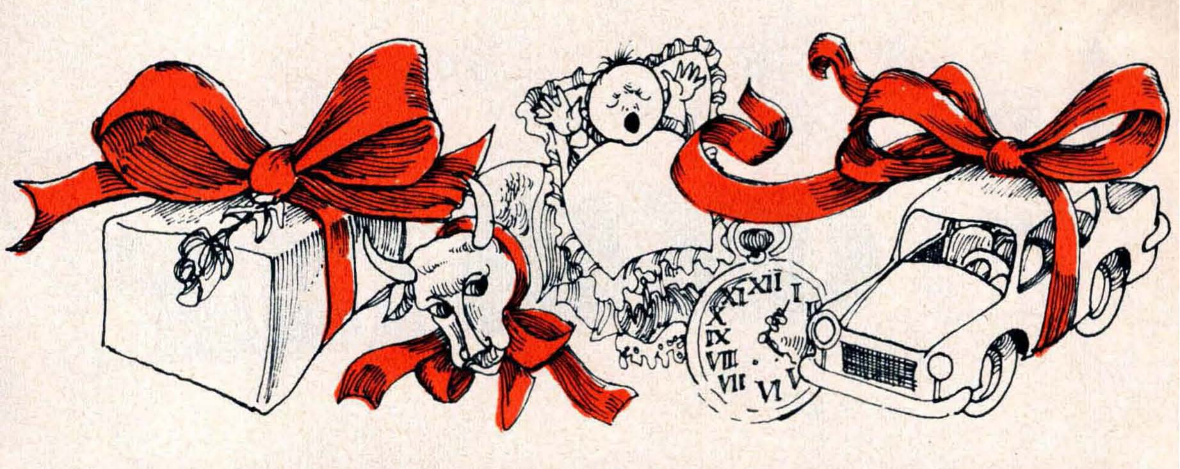
Säumen wir deshalb nicht, um mit Frage drei nach der „Moral" zu forschen. Also: Wollen Sie mit einem Geschenk etwas Bestimmtes erreichen?
„Ein Hundsfott, der solches von mir auch nur annähernd denkt", entrüstet sich Unteroffizier Karsten Marlow (21). Und auch Leutnant Manfred Opolka (27) verabscheut Menschen, die nur schenken, um eine Pflicht zu erfüllen. Das sei Egoismus und Mißachtung gegenüber dem Beschenkten.
Nun sind wir aber an eine unlöbliche Schenkvariante geraten. Soldat Jürgen Kunow (19) gleicht lächelnd aus: „Wenn ich zum Tanz gehe, schenke ich manchmal einem Mädel etwas, damit sie nicht denkt, ich wäre mit meinen 120 Mark ein armer Schlucker." „Man sollte zum Beispiel einem Kleinkind noch keinen Fernseher schenken, sondern lieber einen Nuckel." So zieht sich Soldat Uwe Kreiselt (19) aus der Affäre. Nicole Mareske (19) will „selbstredend" etwas erreichen: „Ich möchte ihn mit einem Geschenk ,'rumkriegen'. Es soll eine kleine, gutgemeinte ,Bestechung' sein, damit er besonders lieb zu mir ist. Das ist doch erlaubt. Oder?"

3. Wollen Sie mit einem Geschenk etwas Bestimmtes erreichen?

Natürlich könnte man wie Onkel Uhu aus dem Kinderfernsehen jetzt sagen: „Brav, mein Kind, so tust du es recht." Aber so einfach scheint das alles nicht zu sein, denn Unterfeldwebel Andreas Weber (22) pfeift auf diesen Uhu und erbost sich über alle Mädchen, „die mit Berechnung etwas schenken". Milder gestimmt ist Gefreiter Dietmar Fehlhaar (22): „Wenn mein Mädchen mir aus solchen Gründen ein Geschenk macht, kann ich doch nur froh sein. Ein Geschenk soll eine Liebesgabe sein, Zuneigung unterstreichen und manches Mal Mittler sein, wo Worte gar nicht mehr ausreichen." Dieses jedenfalls denken auch zehn Studentinnen der Karl-Marx-Universität in Leipzig und sechs muntere Soldaten. Letztere waren gerade dabei, sich zu guten Tastfunkern zu qualifizieren.

Von der Frage vier hatten wir eigentlich mehr erwartet: Form des Schenkens. Es scheint, daß heutzutage alles nüchterner vonstatten geht, als vielleicht zu unserer Großväter Zeiten. Der in Leipzig befragte Berliner, Gefreiter Lars Mockrich (20), meint lakonisch: „Wat soll'n sein. Ick kieke nach, wat se braucht, un dann schenke ick eben. Großet Brimbamborium mache ick da nich." Zartfühlend ist dagegen Claudia Merkel (19): „Wenn ER auf Urlaub kommt, dann decke ich für IHN den Tisch mit vielen Leckereien, die ER mag. Ein paar Kerzen dürfen nicht fehlen. Und zum Schluß schenke ich IHM mich..." Obermatrose Dietmar Fischer (22) wählt auch einen „feierlichen Rahmen", und er überreicht seine Geschenke nicht irgendwo, sondern zu Hause. Er packt dazu alles nett ein und schenkt es mit einem zärtlichen Kuß.
„Wir haben allen Grund, immer mit einem kleinen Geschenk aufzuwarten, weil wir doch als Soldaten so selten nach Hause kommen. Wenn ich die nötige Zeit habe, dann verbinde ich das kleine Geschenk mit einem schönen ,großen' Abend. Wenn sie sich dann freut, verspüre ich viel Glück." So hält es Soldat Hans Jörg Bauch (19).
Oberleutnant Oswald Bindrich (26) hat zu Hause ein „geheimes" Schrankfach, wo immer ein Geschenk parat liegt. So kommt er nie in Verlegenheit.
Unteroffizier Rainer Holzmann (22) legt beinahe einen „Köder" aus. Solch eine Funktion hat jedenfalls seine Reisetasche, wenn er mal Urlaub hat. Diese Tasche ist nämlich Zielpunkt des

4. Bevorzugen Sie eine besondere Form, um ein Geschenk zu überreichen oder entgegenzunehmen?



Töchterleins. Und sie findet immer etwas.
Wie eingangs dieser Umfrage angedeutet, nähern wir uns den Zeiten, wo schwerbeladene Nikoläuse und Weihnachtsmänner ihr gutes Wesen treiben. Als solcher verdingt sich in diesen Zeiten gern Soldat Andreas Wiedemann (20): „Für mich ist es eine große Freude, zu Weihnachten den Gabentisch vorzubereiten. Es ist sehr schön zu spüren, daß die Geschenke ‚ankommen'." Soldat Dieter Lau (20) meint, daß die Form des Schenkens auf den Partner abgestimmt sein müsse: Man sollte sich gut kennen, dann wisse man auch, wie ein Geschenk zur besten Geltung komme.

Frage fünf und sechs „rutschten" ein wenig zusammen. Wir wollen aber doch versuchen, zu trennen. Demnach wollten wir als nächstes wissen: Was bewerten Sie als Geschenk?
Machen wir es mal kurz. Soldat Andreas Nadarzinski (20) meint: Alles sei ein Geschenk, „was aus vollem Herzen" komme. Und dem Soldaten Steffen Goudschmidt (23) fiel ein: „Sonderurlaub vom Kompaniechef, Liebe und Treue seiner Frau während der Trennung durch den Wehrdienst – und eine Woche lang etwas Gutes zu essen, Lieblingsgerichte." Letzteres ist natürlich schwer erfüllbar in der gemeinschaftlichen Truppenverpflegung. Für den Soldaten Norbert Braun (18) ist die Liebe seines Mädchens größtes Geschenk, vor allem im allerengsten Beisammensein. Das empfanden noch 15 Mädchen (auf der Straße befragt) und 22 Armeeangehörige (männlich).

5.
Was bewerten Sie als Geschenk?

Auf diese unsere Frage fünf antworteten eigentlich alle Befragten sehr warmherzig. Unterfeldwebel Bernhard Schindler (21) meint: „Für mich ist ein Geschenk immer mit Liebe und Freundschaft verbunden."
Marlies B. (19) weiß genau, was Freude macht. Sie kommt „groß raus", wenn sie Modellautos irgendwo auftreibt. Hat sie welche, die noch nicht zur Sammlung gehören, ist ihr „Kredit" ungeheuer... Mit Marlies' besonderem Schenkbemühen wäre noch gut zwischengefragt, was man sich überhaupt so schenkt.
Es sei hier ausnahmsweise einmal gestattet, eine Aufzählung vorzunehmen, die sich aus der Befragung ergab, völlig ungeordnet und ohne Wertung. Man schenkt Tiere, Tonband-, Fernseh- und Radiogeräte, Mopeds, Motorräder, Liebe, Vertrauen, Achtung, Treue, Freundschaft, Freizeit, Kino-, Theater- und andere Eintrittskarten, Geld, Bücher, Schallplatten, Möbel, Antiquitäten, Schmuck, Kleidung, Küsse, Kinder, Hingabe, eigene Gedichte, Selbstgebasteltes (Genähtes, Gestricktes, Gehäkeltes), Urlaubsreisen, Briefe, Lob, Blumen, Plakate, Bilder, Modelleisenbahnen, Match-Box-Autos, Kraftfahrerstullen, Einladungen zum Essen bzw. zum Kaffee-Trinken, Pralinen, Strumpfhosen, Verlobungsringe, Musikwünsche über den Rundfunk, Münzen, Zärtlichkeit, Beachtung, Leben, Zeit, Fahrräder – ja und wahrlich nicht zuletzt, ein Herz. Vielleicht hilft diese Aufzählung, nun endlich aus dem Schneider zu kommen, wenn es um den garantiert wieder zu erwartenden Weihnachtsmann geht.
Geh'n wir aber wieder 'ran ans Leben, und da meint ein bißchen verlegen Bernd Meier (23), daß er seiner Freundin Sabina Wach (23) noch nichts weiter geschenkt habe, außer Küssen. Man kann ihm diesen Umstand getrost nachsehen, da er Sabina erst seit einer Woche kennt.
Unterfeldwebel Rolf Schulze (22) freute sich riesig über einen Band Liebesgedichte: „So kann man Liebe ausdrücken!"
Total „blöd" findet Unteroffizier Andreas Danner (26) Schnaps oder Zigaretten als Geschenk. „Mit einem Buch oder auch mit schönen Gläsern kann ich meiner Freundin eine große Freude bereiten. Deshalb habe ich bei



der Wahl und der Suche kaum Schwierigkeiten." Auch Heidi Polzer (23) hat da keine Probleme. Sie schenkt immer etwas, das ihn an sie erinnert. „Das kostet oft nur sehr wenig Geld." Und Gefreiter Wolfgang Fischer (21) war glücklich über eine Eintrittskarte zum Tanz. Matrose Frank Bär (19) empfindet auch etwas ganz Billiges als Geschenk – ein Stück Kuchen zum Beispiel. Für Matrosen André Arnold (19) ist die Treue seiner Frau Geschenk, und Soldat Jörgen Lattermann (19) betrachtet jeden Brief als solches. Soldat Rainer Schmidt (24) überlegt eine Weile und meint dann lachend: „. . . erst kam ein Sohn, dann eine Tochter, jetzt ist wieder ein Junge dran!" Für Leutnant Rainer Neumann (23) war die kürzlich erhaltene Wohnung ein schönes Geschenk.

Unversehens sind wir auch schon bei Frage sechs angelangt. Dazu drängte es Hauptmann Michael Rößler (32) sich zu äußern: „Kunstgewerbliches, Schmuck oder Garderobe, von mir ausgesucht, waren immer Geschenke, die ‚ankamen'."
Was war denn in jüngster Zeit das schönste Geschenk? Letzte Frage und vielleicht noch wichtige Anregung für Geschenke

6. Welches war bisher Ihr schönstes Geschenk?

zum 24. Dezember. Wie wär's mit einem kleinen Zuchtbullen? Unteroffiziersschüler Bernd Rahm, aus der Landwirtschaft kommend (18), freute sich über diese Gabe wie ein Schneekönig. Es war ein langgehegter Wunsch von ihm. Er betonte noch einmal, daß dies sein voller Ernst sei und er niemanden „veräppeln" möchte.
Für Unteroffiziersschüler Reinhold Zeppmäusel (18) war es ein Tonbandgerät, das ihn außerordentlich beglückte. Und Soldat Bernd Lippolds (20) vorläufiger Traum wurde mit einem Moped erfüllt. Das schönste Geschenk für Kapitänleutnant Hans-Jürgen Gerber (29) ist nach wie vor seine Frau, „weil sie so unendlich viel Verständnis für meinen Beruf und mein Hobby, den Sport, aufbringt".
„Ich bin Fernstudent. Meine Zeit ist ohnehin durch den Dienst schon sehr knapp. Deshalb habe ich meiner lieben Marianne so viel zu danken. Sie wirtschaftet für mich Zeit heraus, indem sie mir vieles abnimmt. Das ist ein Geschenk für uns beide." Solch gute Erfahrung machte Fähnrich Wolfgang Mehlig (31). Zeit als Geschenk war vielerorts bei dieser Umfrage ein „Spitzenreiter". Danach folgten der geliebte Mann und die natürlich noch mehr geliebte Frau.
Resümiert man diese Umfrage, so kommt man zu dem Schluß, daß die eigentlichen Geschenke überwiegend jene sind, die ideellen Wert haben, mit Liebe dem Partner oder dem guten Freund gewidmet sind. Es wurden auch unbillige Wünsche geäußert, wie Lottogewinn, Einfamilienhaus, Wassergrundstück und anderes. Das waren aber die Ausnahmen. Außerdem, wer kann schon solche Geschenke machen?
Alles in allem, man braucht gar nicht so emsig für Weihnachten umherzulaufen. Auf die Idee kommt es an. Nicht in erster Linie auf den Geldbeutel und das Stehvermögen in eventuellen Käuferschlangen, die es ja bei besonderen Dingen, z. B. Schallplatten, gibt. Liebe, Temperament, Originalität sollten Pate stehen, um das Geeignete zu finden. Schenken und Beschenktwerden müßte nicht mit einem Preis versehen sein. Es sollte schöne Geste der Liebe, Freundschaft und des Vertrauens sein. Dies wünscht sich jedenfalls immer wieder
Ihr Major

Wolfgang Matthéus

Mit Schenkungsurkunden (in beschränktem Maße), viel Humor und anregenden Ideen befragten: Leutnant d. R. Reiner Polzer, Feldwebel d. R. Michael Helbig, Major Heinz Preibisch und Korvettenkapitän Heinz Mattkay.

Illustrationen: Horst Bartsch



In der Tundra jenseits des Polarkreises, unmittelbar am Ufer der Barentssee, steht der Grenzpfahl Nummer eins, rot-grün mit dem silberfarbenen Staatswappen der UdSSR. 67000 Kilometer lang ist die Grenze, mehr als das Anderthalbfache des Äquators, zwölf Staaten berühren sie – ein modernes Flugzeug brauchte bei einer Geschwindigkeit von 1000 Kilometern in der Stunde fast drei Tage, um diese Strecke zu bewältigen. Es gibt kein anderes Land der Welt, das über ein solches Territorium verfügt. Und keinen Staat der Welt, der sich von der Stunde seiner Gründung an derart wütenden Angriffen ausgesetzt sah wie der erste sozialistische.

Tradition und Gegenwart der sowjetischen Grenztruppen

Ohne Furcht und Schwanken



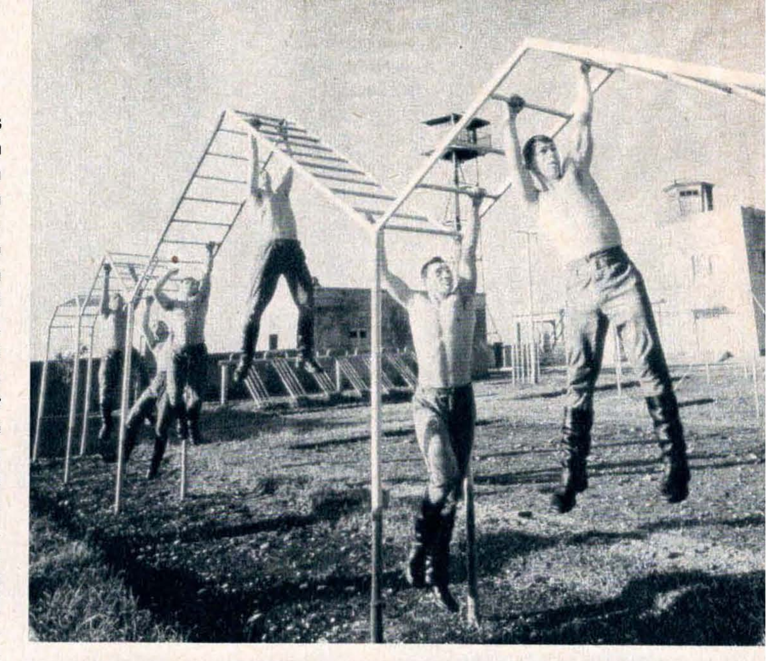




Als Geburtstag der sowjetischen Grenztruppen gilt der 28. Mai 1918. An diesem Tag unterzeichnete Lenin ein Dekret des Rates der Volkskommissare, in dem erstmals eine genaue Ordnung über den Schutz der Grenzen der Sowjetrepublik festgelegt wurde. Die Grenzsoldaten, hieß es darin unter anderem, müssen den illegalen Transport von Gütern und das geheime Überschreiten der Landes- und Seegrenzen des Sowjetstaates unterbinden, die Naturschätze vor Diebstahl bewahren.

Der Bürgerkrieg erschütterte das Land. Von allen Seiten rückten Weißgardisten und Interventen vor. In Sowjetrußland waren wirtschaftliche Not, Schiebertum, Sabotage und Hunger zu Hause. Scharenweise zogen Schmuggler in die Städte und Dörfer. Im Westen und Osten, im Norden und Süden trieben Banden ihr Unwesen. Wer sich für den Grenzschutz meldete, der ging faktisch an die vorderste Front. Arbeiter, Soldaten und Matrosen, die durch die hohe Schule des Klassenkampfes gegangen waren, füllten die Grenztruppen auf. In ihrem feierlichen Eid versprachen sie: „Wenn ich einen Teil des schweren und heiligen Kampfes des unterdrückten und entrechteten Volkes auf mich nehme, gelobe ich meinen Waffenbrüdern, dem gesamten werktätigen Volk und meinem eigenen revolutionären Gewissen, in Ehren, ohne jeden Verrat, ohne Furcht und Schwanken für die große Sache zu kämpfen, für die die besten Söhne und Töchter der Arbeiter- und Bauernfamilien ihr Leben gaben – für den Sieg der Sowjetmacht und den Triumph des Sozialismus. . ."

Der Kampf gegen Banditentum, Schmuggler und Grenzverletzer erforderte ein enges Zusammenwirken mit den Tschekisten. Am



Chronik der sowjetischen Grenztruppen

28. 5. 1918 Dekret über die Schaffung des Grenzschutzes der RSFSR

30. 11. 1923 Eröffnung der Hochschule der Grenztruppen in Moskau

20. 12. 1932 Eröffnung des Museums der Grenztruppen in Moskau

17. 9. 1939 Erste Ausgabe der Zeitschrift „Pogranitschnik"

14. 6. 1949 Erstmalig wurde das Abzeichen „Vorbildlicher Grenzsoldat" und die Medaille „Für ausgezeichneten Grenzdienst" verliehen

28. 5. 1958 Erstmals wurde der „Tag des Grenzsoldaten" feierlich begangen

1973 Das Postenführerabzeichen wurde in den Grenztruppen eingeführt







Eine Auszeichnung ist es für die Jungen und Mädchen vieler Grenzorte, wenn sie in der Arbeitsgemeinschaft Freunde junger Grenzer mitarbeiten dürfen. Sie üben sich hier u. a. in Waffenkunde, Funktechnik und Spurenlesen. Und nicht selten wird der junge Grenzhelfer später selbst Grenzer.

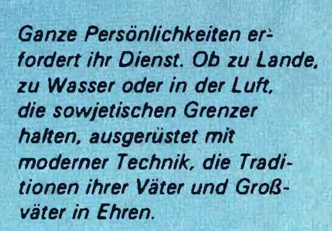
31. Juli 1918 ersuchte der Revolutionäre Kriegsrat des Grenzschutzes den Vorsitzenden der Gesamtrussischen Sonderkommission zur Bekämpfung von Konterrevolution und Sabotage, F. E. Dzierzynski, besondere Organe für die Herstellung der revolutionären Ordnung in den Grenzgebieten des Landes aufzustellen. Auf Anweisung Dzierzynskis wurden Grenzkommissionen und bei der Gesamtrussischen Kommission eine spezielle Unterabteilung gebildet. Bis zum heutigen Tage unterstehen die sowjetischen Grenztruppen dem Komitee für Staatssicherheit beim Ministerrat der UdSSR.

Ohne Furcht und Schwanken, stets an vorderster Front – das galt und gilt für alle Etappen der nunmehr sechzigjährigen Geschichte der sowjetischen Grenztruppen.

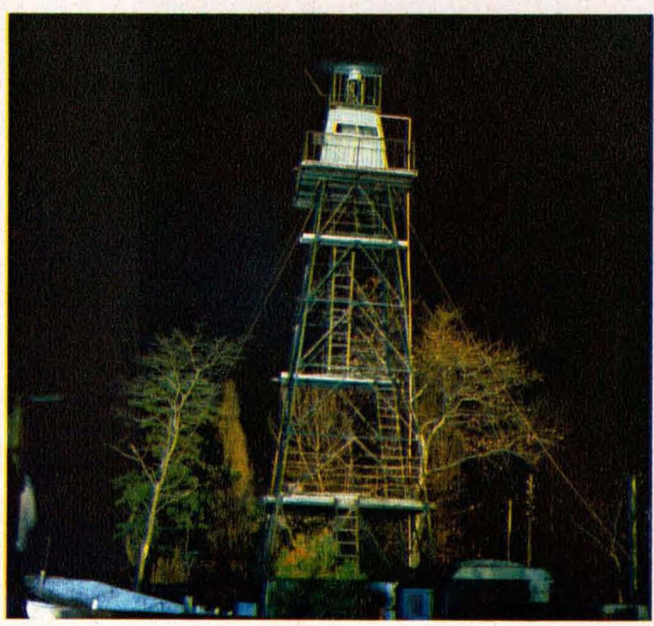
Für die Jahre der sozialistischen Industrialisierung und Kollektivierung: Im Sommer 1925 machten Tschekisten und Grenzer den für „ungreifbar" gehaltenen englischen Meisterspion Sidney Reilly unschädlich, der in sowjetisches Territorium eingeschleust wurde, um illegale konterrevolutionäre Gruppen anzuleiten. Gleich ihm flogen zahlreiche andere ausländische Agenten auf. Im Fernen Osten wurde Nikita Karazupa zum Schrecken der Diversanten und Schmuggler. 467 Grenzverletzer nahm dieser legendäre Fährtensucher fest und erzog durch sein Beispiel ungezählte begabte Grenzposten.

Der Große Vaterländische Krieg hielt die schwersten Prüfungen für die Grenztruppen der UdSSR bereit. Sie waren die ersten, die sich den faschistischen Aggressoren entgegenwarfen. Erinnert sei hier nur an die heldenhafte Verteidigung der Festung Brest, die der Übermacht des Gegners fast einen Monat lang trotzte, oder an die legendäre 13. Grenzwache des Helden der Sowjetunion Leutnant Alexej Lopatin, die standhaft ihren Abschnitt verteidigte – elf Tage lang, bis zum letzten Atemzug. Aus Grenztruppen formierte Verbände kamen an den wichtigsten Kampfabschnitten zum Einsatz. Sie bildeten im wesentlichen auch die 70. Armee, die in der Schlacht im Kursker Bogen eingesetzt wurde. Gemeinsam mit den Genossen der Inneren Truppen setzten die Grenzer allein in der Woche vom 5. bis 12. Juli 1943 über 20000 faschistische Soldaten außer Gefecht und vernichteten 572 Panzer und 70 Flugzeuge. An der Befreiung Berlins schließlich, um ein letztes Beispiel zu nennen, waren sechs sowjetische Grenzregimenter beteiligt. Mehr als 200 Grenzsoldaten trugen am Tage des Sieges den Titel „Held der Sowjetunion". Unter ihnen Kusma Grebennik, Bergarbeiter aus dem Donezbecken, seit Gründung des Grenzschutzes dabei, eingesetzt zuerst im Westen, dann im Fernen Osten, wo seine Einheit 1938 mehrere provokatorische Überfälle japanischer Truppen im Gebiet des Chassansees abschlug. Er war Divisionskommandeur während des Großen Vaterländischen Krieges, einer der tapfersten bei der Weichselüberquerung. Zu Generalmajor Kusma Grebenniks





Ganze Persönlichkeiten erfordert ihr Dienst. Ob zu Lande, zu Wasser oder in der Luft, die sowjetischen Grenzer halten, ausgerüstet mit moderner Technik, die Traditionen ihrer Väter und Großväter in Ehren.





tüchtigsten Frontoffizieren gehörte Unterleutnant Wladimir Grebennik, sein Sohn, nach 1945 in den Ostseerepubliken, in Transkaukasien, auf den Kurilen, auf Sachalin und in der Ukraine stationiert, 1972 zum Generalmajor ernannt. Und schon folgt Grebennik der dritte, Sergej mit Namen. Jahrgang 1954, Leutnant auf der Halbinsel Kola, Grenzer wie Großvater und Vater.

Im Zentralen Museum der Grenztruppen in Moskau werden viele Trophäen erfolgreicher Abwehr gezeigt. Vom beidhändig zu schwingenden Basmatschensäbel bis zum Froschmänneranzug moderner westlicher Produktion.

Auf den neuesten Stand der Technik ist selbstverständlich auch Bewaffnung und Ausrüstung der sowjetischen Grenztruppen, damit sie, wie seit 60 Jahren, verantwortungsvoll ihren Klassenauftrag erfüllen können: geländegängige Fahrzeuge und Motorschlitten, Hubschrauber und Tragflügelboote, elektronische Beobachtungs- und Sicherungsgeräte. Unverändert aber blieb über die Jahrzehnte die Farbe der Schulterstücke. Grün – das bedeutet Treue, sagen die sowjetischen Grenzer.

Fritz Jahn

Fotos: Alfred Paszkowiak





Oberstleutnant Pásztor und der Nachwuchs vom Militärischen Oberschulkolleg in Eger

Seine

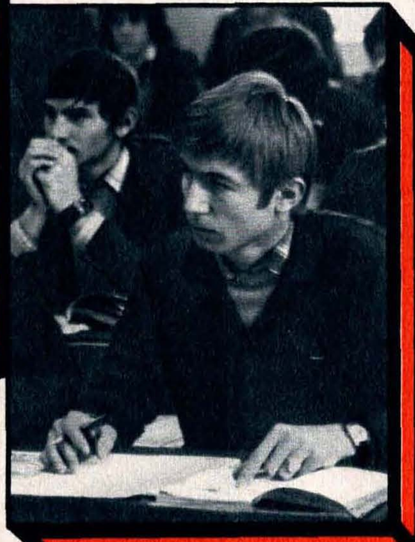
Woher sollte ich vorher schon wissen, auf welch unsicherem Boden ich mich bewegen würde. So ist also mein Vertrauen in die sachkundige, wenn auch für meinen Geschmack etwas zu rasante Führung des Genossen Pásztor grenzenlos. Geschickt steuert er seinen Shiguli selbst durch die winkligste Gasse. Prächtige Renaissance- und Barockbauten unterstreichen seine Behauptung, Eger gehöre zu den drei schönsten Städten Ungarns. Ich widerspreche nicht, habe ich doch auch sofort Freundschaft mit der kleinen Stadt geschlossen. Hier steht die Wiege des Erlauer Stierblutes (Pásztor: „Der beste Rotwein Ungarns") und anderer köstlicher Rebensäfte, hier spenden zehn Thermalquellen jährlich Tausenden Heilung und Erholung, aber auch eine moderne Industrie ist in der nordungarischen Komitatshauptstadt zu Hause: Maschinenbau, Zementproduktion, Tabakverarbeitung ...

Im Moment durcheile ich aber an der Seite meines Begleiters noch die Geschichte, genauer die Ruinen der Burg. 150000 türkische Eroberer rannten sich anno 1552 an ihr die Schädel blutig. Dreizehn Angriffe auf Stadt und Burg blieben ergebnislos, und zu den tapferen Verteidigern gehörten unter dem Kommando Stephan Dobós vor allem Frauen und Mädchen. In der Budapester Nationalgalerie kann dieses Ereignis bewundert werden, auf einem Gemälde Szekelys ... Nun kann ich aufatmen, denn das Tempo wird etwas gemäßigter. Wir befinden uns in des Oberstleutnants eigenem Domizil, dem „Militärischen Oberschulkolleg der Ungarischen Volksarmee". Es ist eine noch recht junge Lehranstalt. Erst 1974 öffnete sie ihre Pforten. Ihr verpflichtender Auftrag lautete damals wie heute, „Voraussetzungen und Grundlagen für den Berufsoffiziersnachwuchs der Armee zu verbessern". So steht es in der vom Verteidigungsminister unterzeichneten Gründungsurkunde. Und Direktor vom ersten Tag an ist Oberstleutnant János Pásztor, ein Mann nicht nur voll erstaunlichen Elans, sondern auch ausgestattet mit den erforderlichen Kenntnissen und Fähigkeiten, wie seine fünf Diplome beweisen. Ein Pädagoge mit Leib und Seele.

Hier wird also Nachwuchs für die Offiziersschulen herangebildet. Da könnte man ja mal fragen, ob sich denn dieser Nachwuchs auch so ohne weiteres einfindet – oder? „Und ob! Hier", eine gelassene Geste in Richtung Schreibtisch des Direktors, „haben wir die Post eines einzigen Tages." Ein Briefberg, der so manchen unserer Schlagersterne erblassen ließe. „Fast alles Bewerbungen. Junge Leute, meist aus kinderreichen Familien, Kinder von Arbeitern und Bauern. Auch Mädchen schreiben uns, aber denen müssen wir leider immer abschlägig antworten."

Meine nächste Frage betrifft die Aufnahmebedingungen. „Na, die sind nicht außergewöhnlich – erst einmal der Abschluß der 8. Klasse, natürlich nicht der schlechteste. Dann sollten die Jungen auch einigermaßen sportlich sein und sowohl den Prüfungen der Mediziner als auch denen der fachlichen Prüfungskommission standhalten. Wir können uns wirklich die Besten aussuchen, denn bisher





Kinder





hatten wir immer zehnmal mehr Bewerber, als wir benötigten. Zur Zeit unterrichten wir übrigens 395 Kinder in 12 Klassen." Kinder? Meinen erstaunten Blick pariert der Direktor sofort: „Für mich sind und bleiben es eben Kinder. Wenn sie mit ihren 14 Jahren ans Kolleg kommen, sowieso. Aber auch dann, wenn sie uns nach vier Jahren wieder verlassen, flaumbärtig zwar, wissender, erfahrener, nun, es sind halt meine Kinder."

Die Ausbildung. „Da ist erst einmal die eigentliche schulische Ausbildung", referiert der Direktor, „ganz normal, wie in jedem Gymnasium. Dazu erhalten meine Jungen aber wöchentlich zwei Tage eine praktische Ausbildung in Betrieben unserer Stadt. Der 1. Klasse werden Schlosserkenntnisse vermittelt, später kommen Schweißen, Drehen und Elektromechanik hinzu. Wenn unsere Absolventen nach vier Jahren dann auf eine Offiziersschule überwechseln, haben sie ihr Facharbeiterzeugnis in der Tasche."

Als dritte Säule in der Ausbildung nennt Genosse Pásztor den vormilitärischen Unterricht. Dazu gehören unter anderem Exerzierübungen, militärischer Sport, der Erwerb der Fahrerlaubnis und auch Schießübungen, in den ersten zwei Jahren freilich nur mit Sportwaffen. „Da wird die Freizeit sicherlich kleingeschrieben", versuche ich den Redefluß des Chefs zu unterbrechen. Der lacht aber bloß und meint, es bleibe immerhin noch soviel, daß die Kinder ihr Taschengeld – sie erhalten über 300 Forint vom Kolleg – ziemlich schnell an den Mann bringen. „Von den Geschenken der Eltern gar nicht zu reden, die sich darin, leider, leider, gegenseitig zu überbieten versuchen. Aber Spaß beiseite, natürlich wird hier ziemlich viel von den Burschen verlangt. Das geht sechs Uhr morgens bei jedem Wind und Wetter mit dem Frühsport los und endet 22 Uhr mit dem Zapfenstreich, ganz wie bei den Großen. Aber das können Ihnen die Schüler ja auch selbst erzählen."

Und schon sitze ich kurze Zeit später drei schmucken Kollegschülern gegenüber, die offensichtlich eigens für die „AR"-Reporterin ihre Festuniform angelegt haben: graue Jacke, dunkelblaue Hose. Nur mit ihrer Gesprächigkeit scheint es nicht zum besten bestellt zu sein. Ich habe Verständnis für ihre Hemmungen – hören doch der Direktor, der KISZ-Sekretär und ein Ausbilder zu. Dabei haben sie weiß Gott keinen Grund, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Alle drei weisen einen Zensurendurchschnitt von 1,8 auf. Das sei auf den Wettbewerb zurückzuführen (aha, sie tauen auf), in dem sie um den Titel „Klasse ohne Sitzenbleiber" kämpfen. „Eine wirklich gute Sache", wirft der Genosse Direktor sofort ein, „denn gegenüber früher rund zehn Prozent haben bei der letzten Prüfung nur noch drei Prozent das Ziel nicht erreicht. Ein Erfolg der KISZ-Arbeit und der Patenschaften der Älteren über die Küken."

Weder Istvan noch Laci oder Zoltan, so heißen meine drei jungen Freunde, beklagen sich übrigens über die im Vergleich zu ihrer Knabenzeit sparsamer gewährte Freizeit. Natürlich spürt Istvan einen Anflug von Traurigkeit, wenn beispielsweise seine ehemaligen Schulfreunde aus dem Heimatdorf schon Ferien haben, während er noch drei Wochen im Feldlager ist, aber, so macht er mir ernsthaft klar, „dafür kann ich hier sehr viel lernen. Außerdem, ich freue mich schon auf meinen späteren Beruf. Zu den Panzern möchte ich."

Auch die beiden anderen haben bereits feste Vorstellungen von der Zukunft. Zoltan, ein für sein Alter schon recht bedächtiger Bursche, möchte später Politoffizier werden. „Das schafft er", schätzen seine Freunde ein, „er ist ja schon jetzt Präsident unseres Zimmers." Präsident? „Naja, jeder von uns, wir sind sechs Jungen auf einem Zimmer, hat irgendeine Funktion, und Zoltan die höchste. Er wacht streng über unser Selbststudium."

Der schwarzlockige Laci hingegen ist ein ganz anderer Typ, vielleicht etwas romantisch veranlagt. Ihn zieht es zu den Aufklärern, zumindest aber zur Grenze. Viel habe er darüber gelesen, und so sei eben der Wunsch in ihm wach geworden, Offizier zu werden.

Etwas verlegen gestehen alle drei auf meine Frage nach einer kurzen Pause ein, daß es manchmal auch so etwas wie Heimweh gegeben habe. Aber ein gutes Mittel, darüber hinwegzukommen, seien zum Beispiel die Interessengemeinschaften am Kolleg: Modellbau, Fotografie, alle möglichen Sportsparten. Auch die hauseigene Blas- und Beatkapelle schaffe Abwechslung. Und außerdem sei ja die Stadt Eger auch nicht zu verachten.

Die Audienz ist beendet. An der Seite János Pásztors haste ich informationsheischend durch moderne Lehrkabinette, die 15000bändige Bibliothek, das kollegeigene Funkstudio, die Druckerei, die Sporthalle, den Schießstand... Ich bin geschafft, aber Direktor Pásztor kündigt nun den gemütlichen Teil des Tages an. Der spielt sich in einem der vielgerühmten Weinkeller Egers ab. Ohne solch einen Besuch kann man, nach Meinung meines Begleiters, niemals behaupten, in Eger gewesen zu sein. Und hier wird mir schließlich auch kundgetan, auf welch unsicherem Boden ich mich einige Stunden lang bewegt habe: Zwei Drittel der Stadt sind über labyrinthartigen, geheimnisvollen Gängen erbaut, die zum Teil noch aus der Zeit der Türkenherrschaft stammen. Aber nach einem Schoppen des süßen „Egerer Mädchens" kann mich diese Nachricht eigentlich nicht mehr erschüttern.

Gisela Reimer

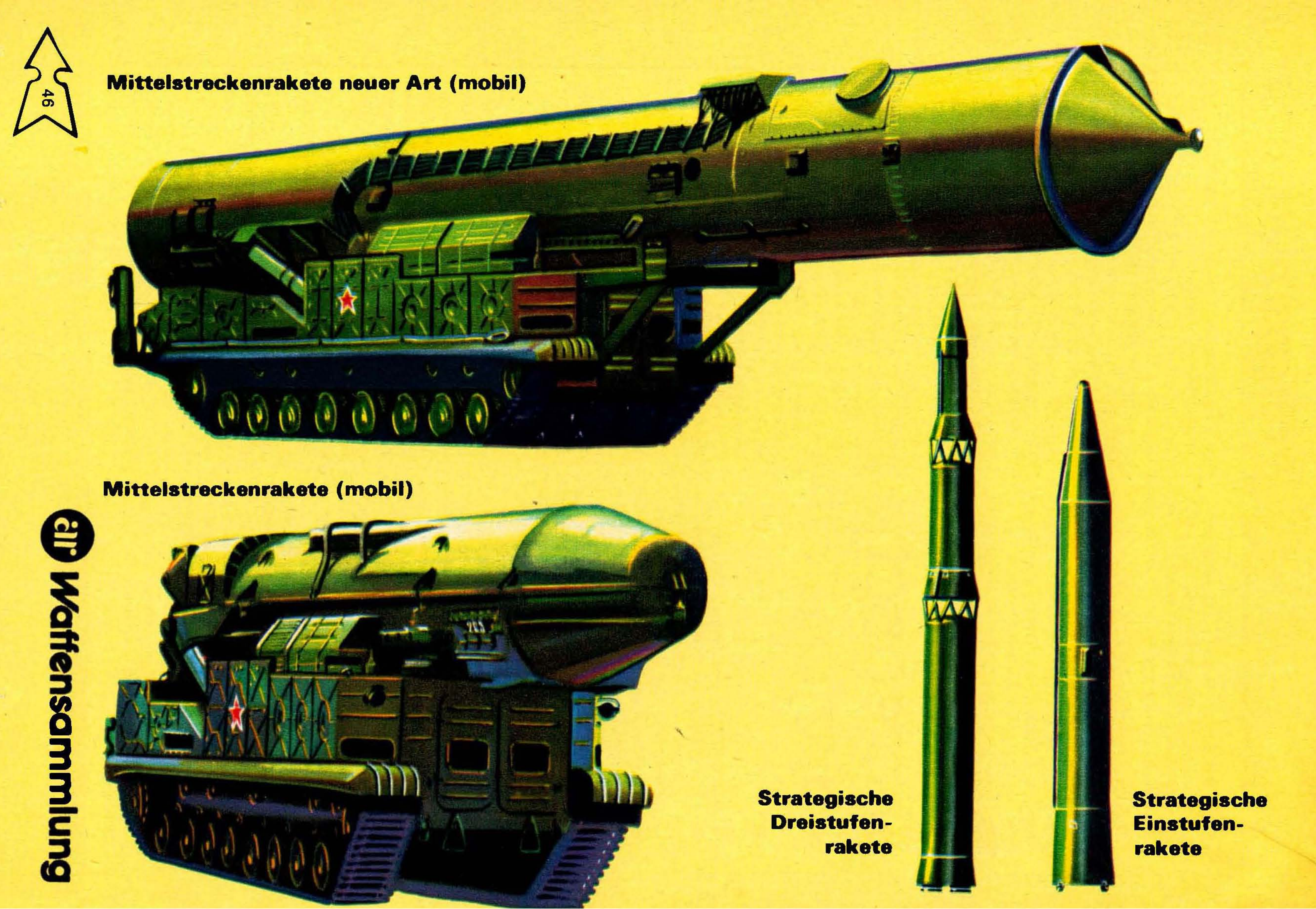
Fotos: Ferenc Nagy

Für die strategischen Raketen trifft im allgemeinen die gleiche Charakteristik zu wie für die taktischen bzw. operativ-taktischen Raketen. Sie sind Flugkörper mit Raketenantrieb und zur Beförderung von Nutzmassen unterschiedlicher Art bestimmt. Da es sich bei strategischen Raketen um Waffensysteme handelt, ist ihre Nutzmasse eine Kampfladung (siehe auch AR 9/78 – Waffensammlung). Die strategischen Raketen sind die Waffe der jüngsten Teilstreitkraft der Sowjetarmee, der strategischen Raketentruppen.
Nicht ohne Grund werden sie in der Rangfolge der Teilstreitkräfte an erster Stelle genannt. Sie bilden

Strategische Raketen

seit ihrer Gründung den Grundpfeiler der Verteidigungsmacht des Sowjetstaates. Dies ist objektiv begründet und erklärt sich aus der praktisch unbegrenzten Reichweite der strategischen Raketen und aus ihren Möglichkeiten, von festen wie auch beweglichen Startrampen aus Objekte an jedem beliebigen Punkt der Erde zu treffen. Ferner können sie unabhängig vom Wetter und zu jeder Jahres- oder Tageszeit innerhalb kürzester Frist eingesetzt werden, wodurch die ständige Gefechtsbereitschaft der Raketentruppen garantiert ist. So ist die Sicherheit der Sowjetunion und ihrer Verbündeten buchstäblich in jeder Minute gewährleistet. Das Zentralkomitee der KPdSU und die Sowjetregierung haben der Entwicklung dieser Teilstreitkraft stets größte Aufmerksamkeit geschenkt. Die strategischen Raketentruppen der Sowjetunion sind heute mit Orbital-, Global- und interkontinentalen ballistischen Raketen ausgerüstet, dazu gehören auch die entsprechenden Startanlagen: stationäre in Form unterirdischer Schächte, bewegliche auf schweren Ketten- oder Radfahrzeugen. Die strategischen Raketentruppen verfügen selbstverständlich über Spezialfahrzeuge für den Transport, kernwaffensichere Bunker für die Lagerung der Raketen, über Funkmeßmittel, elektronische Anlagen zur Ermittlung, Auswertung, Übertragung und Kontrolle von Daten für den Einsatz der Raketen.
Mit den strategischen Raketentruppen ist der Begriff der geographischen Unerreichbarkeit aus der Militärstrategie gestrichen worden.

Die Entwicklung der strategischen Raketentruppen verlief in mehreren Etappen. Ende 1953 begann die Ausrüstung der sowjetischen Streitkräfte mit Raketenkernwaffen, nachdem die Erprobung der transportablen einsatzfähigen Wasserstoffbombe erfolgreich abgeschlossen war. Die Trägermittel waren ballistische Raketen. Von Jahr zu Jahr wurden sie verbessert. Neue Systeme entstanden – ortsfeste, in unterirdischen Anlagen, mobile auf geländegängigen Rad- und Kettenfahrzeugen. Die Arbeit des ganzen Volkes, die Errungenschaften seiner Wissenschaft und Technik, kurz: die Vorzüge der sozialistischen Gesellschaftsordnung fanden ihren Niederschlag in der neuen Waffe. Im Januar 1960 beschloß der Oberste Sowjet der UdSSR die Bildung der Teilstreitkraft strategische Raketentruppen. Sie demonstriert am augenscheinlichsten die militärische Kraft der Sowjetunion und damit die Überlegenheit der gesamten sozialistischen Militärkoalition. Die strategischen Raketentruppen erwiesen sich von Anfang an als die entscheidende strategisch wirksame Kraft in der Hand des sowjetischen Oberkommandos, um jeden Aggressor zu zügeln und den Kräften des Krieges die Schranken ihrer Macht zu zeigen.
Zu den Aufgaben der strategischen Raketentruppen gehören im Falle einer bewaffneten Auseinandersetzung die Vernichtung der operativen und strategischen Kernwaffen-Angriffsmittel des Gegners, die Zerstörung seiner Kriegswirtschaft, die Desorganisierung seiner staatlichen und militärischen Führung sowie die Störung seiner Verbindungen. Gleichzeitig haben sie spezielle Aufgaben auf den Kriegsschauplätzen zu erfüllen, um die Kampfhandlungen der anderen Teilstreitkräfte günstig zu beeinflussen.
Strategische Raketenkomplexe unterteilt man in stationäre und bewegliche. Erstere sind hauptsächlich bodengestützt, d. h. in Erdstellungen oder unterirdischen Anlagen verbunkert. Die beweglichen Systeme befinden sich auf geländegängigen Fahrzeugen und U-Booten. Sie sind nach dem Prinzip der „Wandergeschütze" eingesetzt, verändern ständig ihre Position und sind demzufolge nicht oder sehr schwer zu orten.
Diese mobilen Systeme repräsentieren den modernen Stand der sowjetischen Kriegstechnik. Die fahrende Startrampe nimmt alle notwendigen Einrichtungen auf. Automatische Anlagen beschränken die Bedienung auf nur wenige Soldaten. Die Einführung der beweglichen Startrampen für strategische Raketen vergrößerte bedeutend die Einsatzmöglichkeiten dieser Waffensysteme. Die in unterirdischen Anlagen stehenden Interkontinental-, Global- und Orbitalraketen der Sowjetarmee sind ebenso „diensthabende" wie ihre mobilen Nachbarn. Die weiträumigen Anlagen bergen

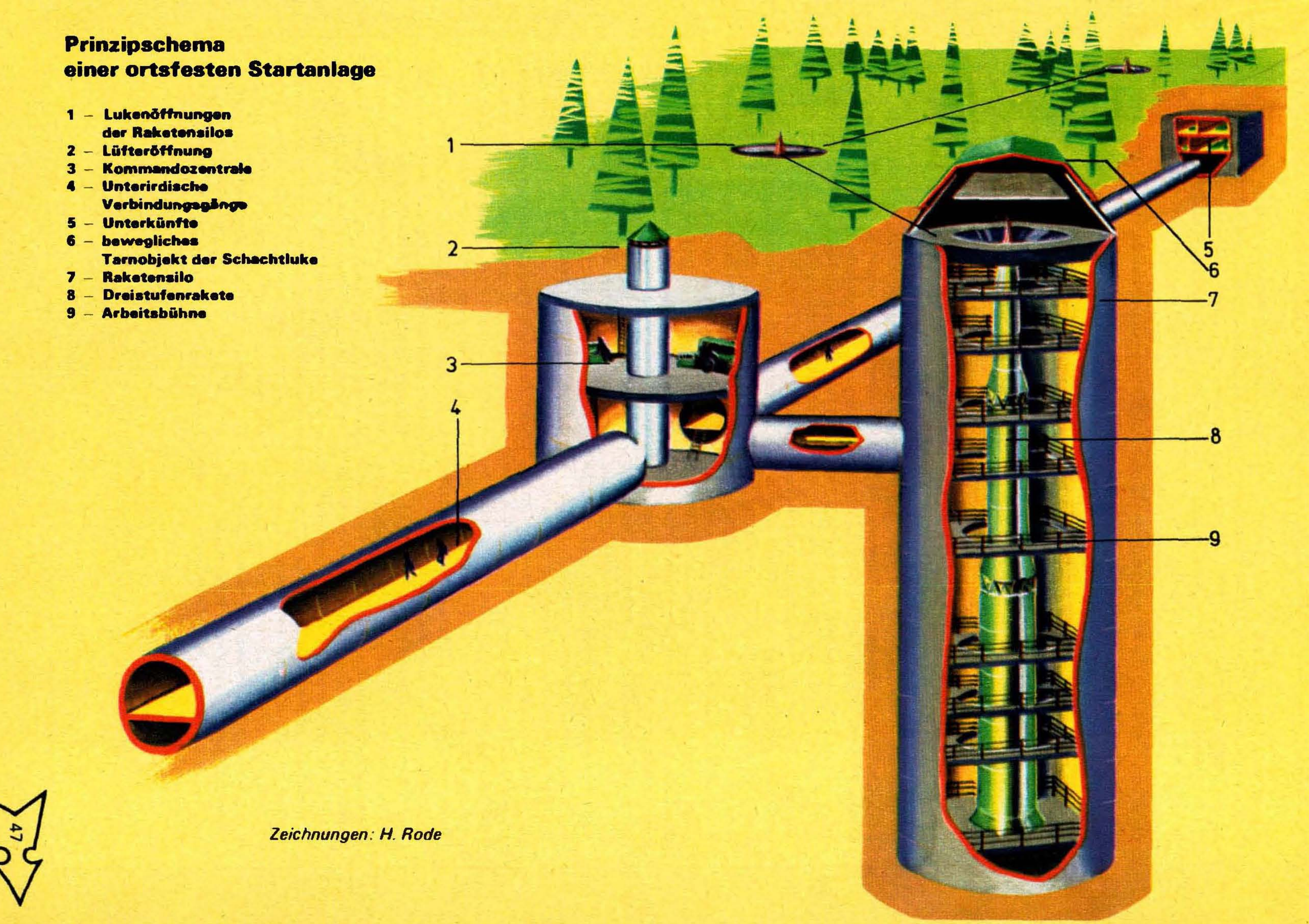


Mittelstreckenrakete neuer Art (mobil)

Mittelstreckenrakete (mobil)

Strategische Dreistufenrakete

Strategische Einstufenrakete



Prinzipschema einer ortsfesten Startanlage

1 – Lukenöffnungen der Raketensilos
2 – Lüfteröffnung
3 – Kommandozentrale
4 – Unterirdische Verbindungsgänge
5 – Unterkünfte
6 – bewegliches Tarnobjekt der Schachtluke
7 – Raketensilo
8 – Dreistufenrakete
9 – Arbeitsbühne

Zeichnungen: H. Rode

Startrampen, Befehlsstände, Steuerzentralen und Truppenunterkünfte. Gegen Luftsicht und Spionagesatelliten sind sie vorzüglich getarnt. Die tonnenschweren Kuppeln der Startschächte öffnen sich erst kurz vor der Zündung der Triebwerke. Dabei verschwinden plötzlich Büsche, kleine Seen oder Gebäude, die als ausgesuchte Tarnkappen angelegt sind. Aus diesen verbunkerten Stellungen sind Gruppenstarts möglich, die von einem einzigen Befehlsstand aus geleitet werden. Die Bahn, auf der sich die Rakete vom Startpunkt bis zum Ziel bewegt, wird Flugbahn genannt. Sie gliedert sich in zwei Abschnitte, die Antriebsbahn und die Freiflugbahn. Den ersten Abschnitt bezeichnet man auch als den aktiven Teil der gesamten Flugbahn. Hier arbeitet das Raketentriebwerk. In der Freiflugbahn, der weitaus längeren Strecke, befindet sich die Rakete auf Zielkurs. Hier wirken nur noch die Anziehungskraft der Erde und der Luftwiderstand auf den Raketenkörper ein. Ballistische Raketen werden senkrecht gestartet. Sie durchdringen so die dichten Schichten der Atmosphäre schneller. In der Stratosphäre, in den dünnen Luftschichten, bewegt sich die Rakete antriebslos, weil am Ende der Antriebsbahn das Triebwerk ausgeschaltet wurde. Gleichzeitig löst sich das Kopfteil mit der Gefechtsladung vom Raketenkörper und fliegt allein dem Ziel entgegen. Diese Trennung hat zwei Gründe: Einmal läßt sich das relativ kleine Kopfteil sehr schlecht orten und zum anderen wird die gewünschte Treffgenauigkeit besser erzielt. Würde die gesamte Rakete ins Ziel geführt, so könnten beim Wiedereintritt in die dichten Luftmassen Deformierungen auftreten. die die Treffgenauigkeit beeinträchtigen.

Die Reichweite einer ballistischen Rakete wird durch die Arbeitsdauer des Triebwerkes erzielt. Ein vor dem Start eingegebenes Programm in den Geräteteil reguliert die Brenndauer, löst den Brennschlußpunkt aus und bewirkt das Lenken der Rakete auf ihrer Bahn. Längere Brennzeit bedeutet größere Flugweite – und umgekehrt.

Unsere Zeichnung vermittelt einen Überblick über den Aufbau einer ballistischen Rakete. Es ist eine Mehrstufen-Flüssigkeitsrakete. Der zylindrische Körper ist aus hochlegiertem Stahl gefertigt. Dieser „Luxus" ist notwendig, weil die Rakete auf der Antriebsbahn großen Überbelastungen und einer starken aerodynamischen Aufheizung ausgesetzt ist. Seit einiger Zeit kennt man Raketen aus Titan und auch aus hitzebeständigen Plasten. Bei letzteren ergibt sich eine geringe Eigenmasse. Dafür kann mehr Treibstoff mitgeführt werden. Das wiederum erhöht die Reichweite.

Das Kopfteil der Rakete nimmt die Gefechtsladung auf; es ist kegelförmig und oft mit Stabilisatoren versehen. Weil beim Eintritt in die dichten Luftschichten die Aufheizung rund 7000 Grad erreicht, ist das Kopfteil mit einer speziellen Hitzeschutzschicht belegt.

Im Mittelteil der Stufen befinden sich die Brennstoff- und Sauerstoffbehälter. Am Heck sind die Stabilisierungsflächen angebracht, die für die richtige Fluglage der Rakete sorgen.

Die Spitze oder das Kopfteil dient zur Aufnahme der Gefechtsladung (herkömmlicher oder Kernsprengstoff). Dahinter befindet sich das „Gehirn" der Rakete, die einzelnen Geräte des Lenksystems. Man unterscheidet zwei prinzipielle Systeme der Raketenlenkung: Das autonome, bei dem die Bordapparaturen den Flug nach vorgegebenem Programm selbsttätig regulieren, und das Fernlenksystem. Hierbei erhält die Rakete die Lenkkommandos von einer Bodenstelle über Funk. Autonome Systeme haben die Fernlenkung ziemlich verdrängt. Sie sind zuverlässiger, weil weniger störanfällig und nicht beeinflußbar von fremden Kräften.

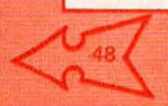
Der Behälter des Sauerstoffträgers und der Brennstoffbehälter nehmen fast den ganzen Stufenmittelteil ein. Im hinteren Teil befinden sich die Turbopumpenanlage, die Brennkammer, die Schubdüse und die Gasruder. Es sind die Aggregate, die zum Triebwerkskomplex gehören. Die Gasruder führen durch Schwenkungen die Lenkbewegung der Rakete herbei.

Strategische Raketen werden allgemein in Langstrecken- und Mittelstreckenraketen unterteilt. Die Reichweiten liegen zwischen 1000 und mehr als 10000 km.

Sie können somit jeden Punkt der Erde erreichen. Mit den ein- und mehrstufigen Langstreckenraketen können Ziele bekämpft werden, die Tausende Kilometer auseinanderliegen.

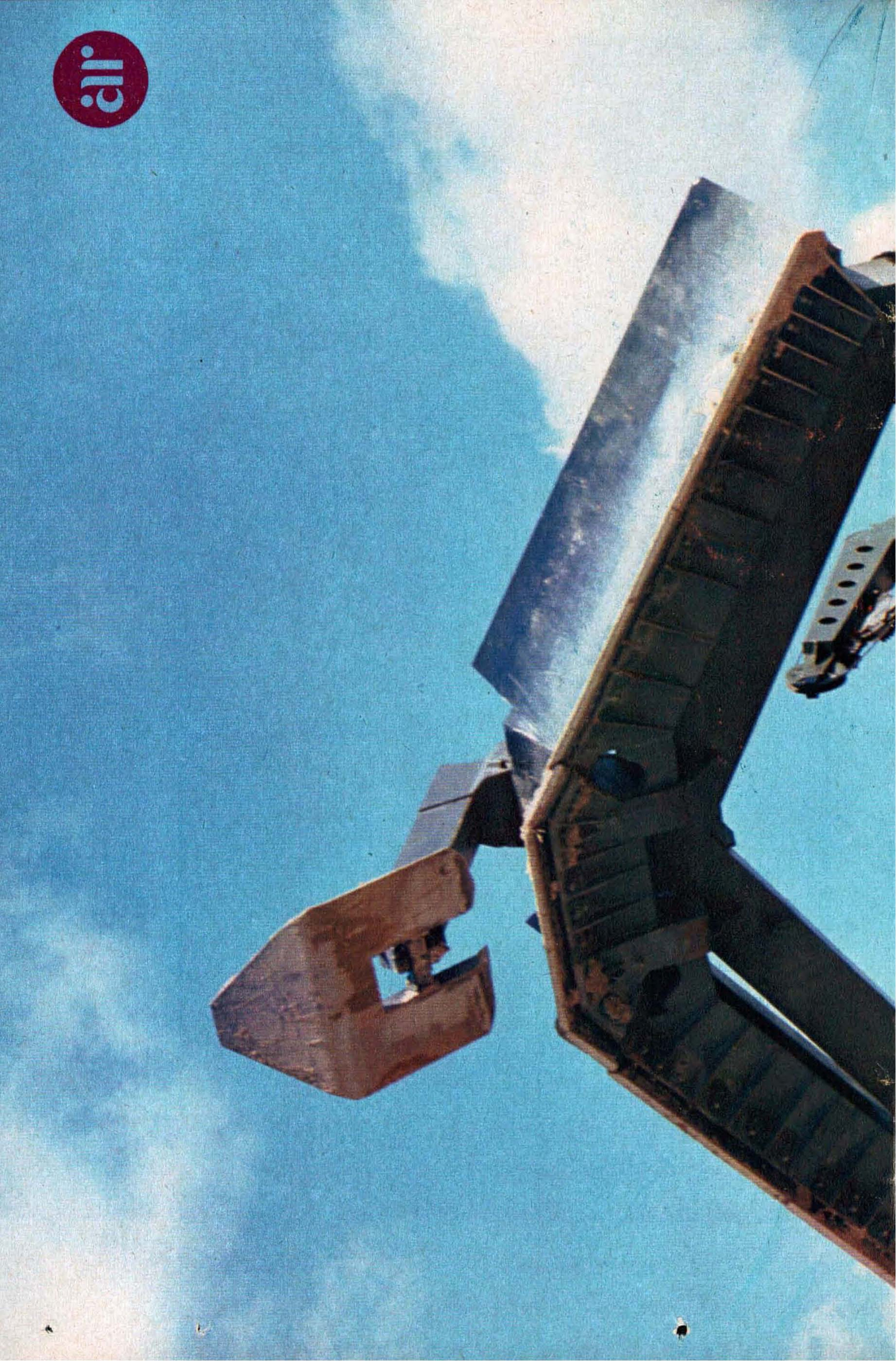
Im Standardwerk der sozialistischen Militärwissenschaft „Militärstrategie" heißt es dazu: „Der Einsatz von strategischen Raketen, insbesondere von interkontinentalen und globalen, wird einen außerordentlich großen Einfluß auf den Charakter eines künftigen Krieges haben. Die Entwicklung von strategischen Raketen hat in der Sowjetunion qualitativ und quantitativ einen Stand erreicht, der es ermöglicht, Objekte des Aggressors in erforderlicher Anzahl selbst in den entferntesten Gebieten des Erdballs gleichzeitig zu bekämpfen..."

K.E.





Die Schauspielerin Evelyn Opoczynski, fotografiert von Ingeborg Uhlenhut



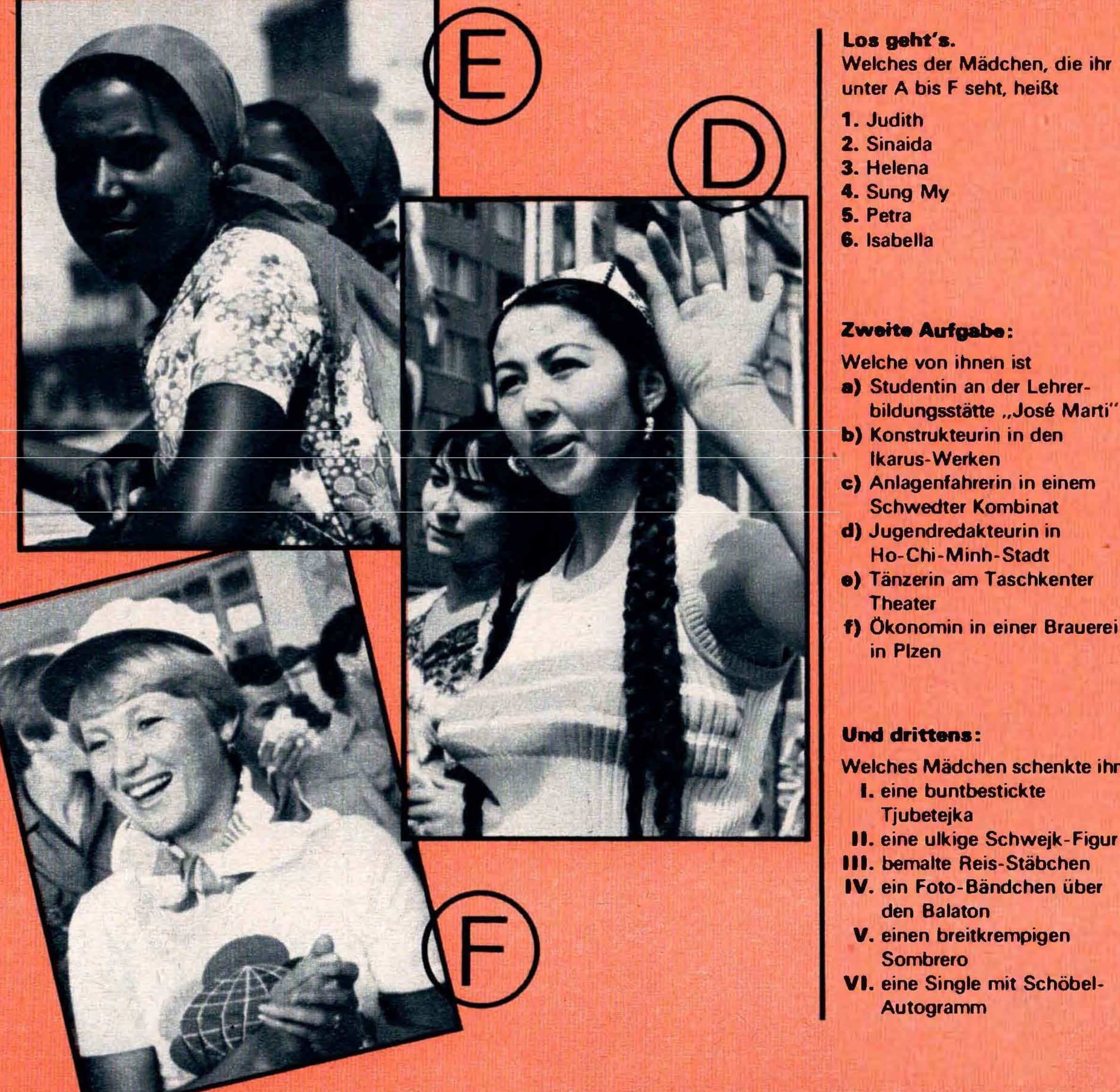


1000 Mark Belohnung!

PREIS-RÄTSEL

War das ein Hallo und Händeschütteln! Lutz, einer der Glücklichen, die beim Festival auf Kuba dabeisein durften, war wohlbehalten aus Havanna zurückgekehrt. Nun, wenn einer eine Reise tut und noch dazu eine um die halbe Welt, dann muß der einfach was erzählen. Und geduldig beantwortete Lutz Frage um Frage. Als er jedoch den buntbeklebten Koffer öffnete, war's vorbei – seine sonst so disziplinierten Jugendfreunde stürzten sich auf die Fotos, Adressen, Prospekte, Tücher, Plakate und Wimpel. Besonders die Fotos mit den hübschen Mädchen und die originellen Andenken machten die Runde. „Wer ist denn die Schöne?" „Und von wem hast du das bekommen?" „Woher kommt denn die Kleine?" so schwirrte es um Lutzens Ohren. Und da machte er sich einen kleinen Spaß. Er mischte alles gut durcheinander, was da auf dem Tisch lag, und ließ die Neugierigen einfach raten: Wer ist wer, und welches Mädchen hat mir welches Souvenir aus ihrem Heimatland geschenkt? Es wurde eine ganz vergnügliche Raterei, an der nun auch die „AR"-Leser teilhaben können.





Los geht's.
Welches der Mädchen, die ihr unter A bis F seht, heißt

1. Judith
2. Sinaida
3. Helena
4. Sung My
5. Petra
6. Isabella

Zweite Aufgabe:

Welche von ihnen ist
a) Studentin an der Lehrerbildungsstätte „José Marti"
b) Konstrukteurin in den Ikarus-Werken
c) Anlagenfahrerin in einem Schwedter Kombinat
d) Jugendredakteurin in Ho-Chi-Minh-Stadt
e) Tänzerin am Taschkenter Theater
f) Ökonomin in einer Brauerei in Plzen

Und drittens:

Welches Mädchen schenkte ihm
I. eine buntbestickte Tjubetejka
II. eine ulkige Schwejk-Figur
III. bemalte Reis-Stäbchen
IV. ein Foto-Bändchen über den Balaton
V. einen breitkrempigen Sombrero
VI. eine Single mit Schöbel-Autogramm

Wenn ihr herausgefunden habt, wie das alles zusammenpaßt, dann schreibt eure Lösung auf eine Postkarte und schickt sie uns bis spätestens zum Nikolaustag, also bis zum 6. Dezember 1978 (Datum des Poststempels). Habt ihr alle sechs Kombinationen richtig zusammengestellt (z. B. D/6/a/III), dann könnt ihr mit ein wenig Glück einen der freundlichen Preise erhaschen:

1 × **300,– Mark**
1 × **150,– Mark**
1 × **75,– Mark**
5 × **50,– Mark**
5 × **25,– Mark**
10 × **10,– Mark**

Allen Knoblerinnen und Knoblern viel Spaß und toi-toi-toi!

LÖSUNGSSCHEMA			
A			
B			
C			
D			
E			
F			

Flußstreife



Unermüdlich durchfurcht das Grenzsicherungsboot das flache, ruhige Gewässer. Elegant zieht es eine Linkskurve, der Motor wird gedrosselt, das Fahrzeug kommt zum Halten. Zehn, fünfzehn Minuten. Dann wieder tuckert es los, vorbei an langgestreckten Buhnen, an halb ausgetrockneten Tümpeln. Ständig geht es so stromauf, stromab. Dienst an der blauen Grenze.
Die drei im Bootsraum ziehen ruhig und besonnen ihren Kurs. Der Bootsführer ist ein Obermaat, heißt Detlef Völkert, 20 Jahre alt. Sein Motorenmeister, ein Maat, hört auf den Namen Wolfram Jachmann, ebenfalls 20 Jahre. Jüngster an Bord mit 19 Jahren ist der Funker, Matrose Dietmar Becker.
Das Trio hat seinen Grenzabschnitt und sein Boot im Griff. Dafür zeugen die Auszeichnung als „Beste Besatzung" und das „Sehr gut" bei der jahrestechnischen Überprüfung ihres Grenzsicherungsbootes. Gründlich bereiten sie sich auf jeden Dienst, auf jede Fahrt vor, wollen sie doch die Sicherheit und die Ordnung im anvertrauten Abschnitt der Staatsgrenze stets garantieren.
Und so suchen auch heute die Augen unablässig die Ufer ab, beobachten sie die Wasserstrecke, verharren sie hier und dort, wandern sie weiter. Erst die Abendsonne sieht das silbrige Fahrzeug in den abgelegenen Stützpunkt vor Anker gehen. Die Ablösung ist auf dem Strom. *H. S.*

Fotos: W. Fröbus









An der Spitze der

Den Anfang machten die Matrosen des III. Geschwaders der kaiserlichen deutschen Kriegsmarine in Kiel. Sie begannen am 3. November 1918 den bewaffneten Aufstand. Von den Masten der Schiffe wurde die kaiserliche Kriegsflagge heruntergerissen und die rote Fahne gehißt. Arbeiter und Soldaten schlossen sich den Matrosen an. Ihre Forderungen: Sofortige Beendigung des Krieges, Sturz der Monarchie der Hohenzollern, Freilassung aller politischen Gefangenen, allgemeines Wahlrecht. . .
Kiel war das Signal gewesen. Die Revolution breitete sich aus. In vielen Orten Deutschlands wurden nach dem Vorbild Sowjetrußlands Arbeiter- und Soldatenräte gebildet. Sie übernahmen die zivile und militärische Macht, führten erste soziale und demokratische Verbesserungen ein.
Am 9. November kommt es in Berlin zu Generalstreik und bewaffneten Demonstrationen. Hunderttausende Arbeiter und Soldaten folgen dem Aufruf der Spartakusgruppe und des Vollzugsausschusses der revolutionären Obleute. Das Polizeipräsidium, das Rathaus, das Haupttelegraphenamt und andere wichtige Punkte werden besetzt, der Widerstand der konterrevolutionären Offiziere gebrochen. Vom Balkon des Schlosses ruft Karl Liebknecht zum Kampf für „die freie sozialistische Republik Deutschland" und zum Zusammengehen mit Sowjetrußland auf. Die Versammelten stimmen ihm stürmisch zu.

★

An diesem 9. November sind in Berlin auch viele Matrosen dabei. Urlauber, Abkommandierte, auch Fahnenflüchtige. Ebenso Marineflieger, die auf dem Flugplatz Johannisthal stationiert sind. Zwei von ihnen, der Obermaat Paul Wieczorek und der Matrose



Blaujacken

Fritz Rädtke, suchen Karl Liebknecht auf. Sie wollen mit ihm über die Bildung einer bewaffneten revolutionären Truppe sprechen. Der Führer der Spartakusgruppe, gerade mit der Vorbereitung der ersten Nummer der „Roten Fahne" beschäftigt, verweist die beiden an den Genossen Heinrich Dorrenbach. Der habe bereits damit begonnen, eine „Rote Garde" zu organisieren.

★

Heinrich Dorrenbach, hochgewachsen, schlank, ist als guter Organisator bekannt. Er besitzt große politische, aber auch militärische Erfahrungen, ist umsichtig und energisch.
Er stammt aus dem Rheinland. Am 18. Februar 1888 wurde er in Neuß als Sohn eines Sattlermeisters geboren. Heinrich Dorrenbach war kaufmännischer Gehilfe gewesen. Als er aber anläßlich eines Färberstreiks in Wuppertal mit der Schrift „Akkord oder Stundenlohn?" für die Interessen der Arbeiter eintrat, setzte ihn sein „Brotherr" auf die Straße. Er wurde Industriearbeiter, arbeitete im Rheinland, in Belgien, Holland und in Frankreich. 1910 trat er der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands bei. Wiederholt beteiligte er sich aktiv an der Organisierung und Führung von Streiks.
Mit Kriegsbeginn wurde Heinrich Dorrenbach eingezogen. Zwei Jahre war er im Schützengraben, erhielt für seinen Mut und seine Tapferkeit sogar das Leutnantspatent. Nach vier Verwundungen für den Fronteinsatz untauglich, wurde er als Gerichtsoffizier eingesetzt. Doch das, was er an der Front erlebt hatte, ließ ihn die Dinge klarer sehen. Er wurde ein entschiedener Gegner des imperialistischen Krieges. Seine neue Dienststellung benutzte er nun, um Kameraden zu helfen, die angeklagt worden waren, weil sie in

dieser Beziehung genauso dachten wie er. In vielen Fällen veranlaßte er ihre Überweisung in eine psychiatrische Klinik, oft die einzige Möglichkeit, ihnen das Leben zu retten.
Deshalb und auch wegen seiner Antikriegspropaganda sollte Heinrich Dorrenbach im Dezember 1916 selbst vors Kriegsgericht. Doch er konnte sich noch einmal dem Zugriff der kaiserlichen Militärjustiz entziehen. Er „versetzte" sich selbst nach Rumänien. Ein halbes Jahr später hatte er alles vorbereitet, um dem Kriegsdienst für das Monopolkapital gänzlich zu entkommen. Der Versuch mißlang jedoch. Nun wurde er doch vor Gericht gestellt. Das Urteil lautete: Degradierung und Gefängnis.



Im Verlaufe des 11. November 1918 finden in Berlin mehrere Matrosen-Versammlungen statt. Einberufen und organisiert wurden sie von Heinrich Dorrenbach und Paul Wieczorek. Die größte tagt um 15 Uhr im Marstall. (Heute haben in diesem Gebäude südlich des Palastes der Republik die Ratsbibliothek und das Stadtarchiv ihren Sitz.) Fast 600 Blaujacken nehmen daran teil.
Dorrenbach spricht. Er erläutert noch einmal die Notwendigkeit, eine bewaffnete revolutionäre Truppe zu formieren. Um die Arbeiter- und Soldatenräte sobald wie möglich militärisch niederzuschlagen, war noch am Vortage ein Pakt zwischen der Führung der kaiserlichen Armee und rechten SPD-Führern geschlossen worden, die erklärt hatten, daß sie die sozialistische Revolution „wie die Sünde" hassen. Darum soll dem Polizeipräsidenten Emil Eichhorn, der von den Arbeitern eingesetzt worden war, eine bewaffnete Formation zur Verfügung gestellt werden. Sie soll den Namen „Volksmarinedivision" erhalten. Die 600 Matrosen stimmen dem einmütig zu. Sie wählen einen aus fünfzehn Mitgliedern bestehenden Volksmarinerat von Groß-Berlin. Zu ihrem Kommandeur ernennen sie den Obermaaten Paul Wieczorek. Heinrich Dorrenbach wird die Funktion des Schriftführers übertragen. Er ist für alle Verlautbarungen nach außen verantwortlich.
Die Volksmarinedivision wird bewaffnet und im Marstall stationiert. Wachkommandos und Straßenpatrouillen nehmen ihren Dienst auf. Die Mannschaftsstärke der Division wächst ständig. Nach zwei Tagen gehören ihr schon 1500 Mann an. Ende November sind es dann 3200. Sie ist die einzige wirklich revolutionäre Truppe in Berlin, die fest an der Seite der Arbeiter steht.



Die bewaffneten Roten Matrosen sind den Kräften der Reaktion natürlich ein Dorn im Auge. In der Person eines gewissen Kapitänleutnant Brettschneider finden sie ein Werkzeug, mit dessen Hilfe sie gegen die Volksmarinedivision vorzugehen versuchen.
Am Abend des 14. November gelingt es Brettschneider, mit Hilfe einiger irregeführter Matrosen die Wache am Marstall zu überwältigen und das Wachlokal zu besetzen. Er verkündet, daß er nun das Kommando über die Volksmarinedivision übernommen habe. Heinrich Dorrenbach und Paul Wieczorek kommen hinzu. Nach einem kurzen Wortwechsel hebt Brettschneider den Revolver. Mit zwei Schüssen tötet er Paul Wieczorek. Ein dritter, auf Dorrenbach abgegeben, verfehlt das Ziel . . .



Dem Attentat vom 14. November folgen weitere Anschläge der Konterrevolution. Am 6. Dezember wird einer ihrer Agenten entlarvt, der sich zeitweilig sogar die Funktion des Kommandeurs der Volksmarinedivision erschlichen hatte. An die Spitze der Division wird nun ein Fünferausschuß gewählt, der sich verpflichtet, „im Interesse der sozialistischen Republik" tätig zu sein. Heinrich Dorrenbach gehört ihm an. Verantwortlich für die ideologische Aufklärungs-, Agitations- und Pressearbeit, wird er praktisch zum politischen Führer der Volksmarinedivision.
Er hat großen Anteil daran, daß sich das revolutionäre Bewußtsein der Matrosen weiter entwickelt, die Division gestärkt und besser bewaffnet wird, die militärische Organisation sich festigt. Vor allem gelingt es ihm, das Verhältnis zu den Berliner Arbeitern immer enger zu gestalten. Große Unterstützung erhält Heinrich Dorrenbach dabei von Karl Liebknecht, Wilhelm Pieck und Emil Eichhorn, die die Division häufig besuchen.



Trotz zahlreicher Versuche gelingt es den reaktionären Kräften nicht, die Volksmarinedivision für ihre konterrevolutionären Zwecke zu mißbrauchen. Ihr Haß auf die Männer in den blauen Marinejacken mit der roten Armbinde wächst im gleichen Maße wie der Einfluß des Spartakusbundes unter den Matrosen zunimmt.
Am 10. Dezember läßt der sogenannte Rat der Volksbeauftragten, der aus rechten Führern der Sozialdemokratie besteht, schwerbewaffnete Truppen unter dem Befehl des General Lequis in Berlin einmarschieren. Zur gleichen Zeit beginnt eine zügellose Hetz- und Verleumdungskampagne sowohl der bürgerlichen, als auch der sozialdemokratischen Presse gegen die „Liebknechtgarde". So behauptet man unter anderem, die Volksmarinedivision habe das Schloß geplündert. Es wird aber auch versucht, die Matrosen zu verunsichern und zu schikanieren. Beispielsweise wird ihnen der Sold gesperrt. Doch die Blaujacken widerstehen diesen hinterhältigen Attacken. Immer fester schließen sie sich zusammen.
Ihre Feinde fassen den Entschluß, sie „abzumurksen" und „totzumachen". SPD-Führer Ebert gibt dazu ausdrücklich sein Einverständnis. Als günstigster Termin dafür erscheint der Konterrevolution der 24. Dezember.
Am Morgen dieses Weihnachtstages befinden sich im Marstall und im Schloß nur noch an die hundert Rote Matrosen. Alle anderen sind im Urlaub. Lequis-Truppen umstellen beide Gebäude. Am Zeughaus, im Lustgarten, am Werderschen Markt, an der Schloßbrücke, auf dem Leipziger Platz werden Geschütze und Minenwerfer in Stellung gebracht.



Die Konterrevolution wütet –

Erschießung auf offener Straße in Berlin-Weißensee

2000 Mann beziehen Sturmausgangsstellung.
Ein Leutnant überbringt Heinrich Dorrenbach die Aufforderung zur Kapitulation. Der gibt den Matrosen das Ultimatum bekannt. Es löst helle Empörung aus, wird einmütig abgelehnt.
Die reaktionären Truppen beginnen mit dem Angriff. Die Verteidiger des Schlosses und des Marstalls leisten mit Karabinern und Maschinengewehren hartnäckigen Widerstand. Heinrich Dorrenbach leitet die Verteidigung. Mutig stellt er sich an die Spitze der Matrosen. Im Schloßhof bringt er ein MG in Stellung, feuert auf die Angreifer, die bereits das Tor am Lustgarten gestürmt haben. Der Angriff wird zurückgeschlagen.
Inzwischen hat sich die Nachricht von dem heimtückischen Überfall des Militärs wie ein Lauffeuer in Berlin verbreitet. Arbeiter eilen zu Hilfe, bedrängen die konterrevolutionären Truppen von hinten. Schließlich werden die Lequis-Soldaten entwaffnet und davongejagt. Elf Rote Matrosen sind in dem Kampf gefallen. Aber der hinterhältige Plan der Reaktion ist gescheitert.

★

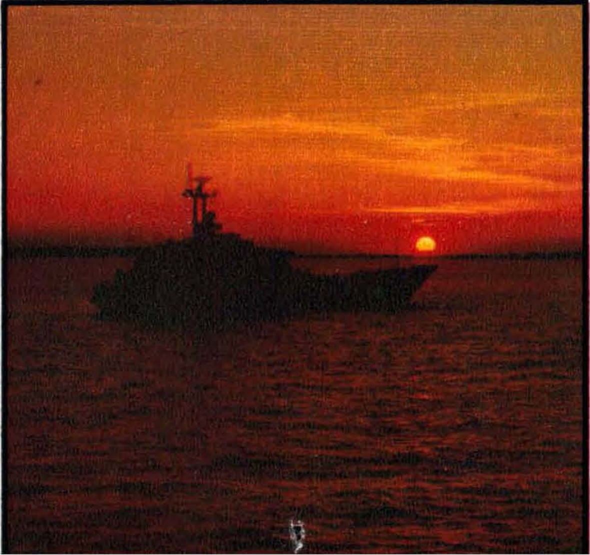
Anfang Januar 1919 gelingt es der erstarkten Konterrevolution schließlich doch, die Volksmarinedivision als selbständige revolutionäre Truppe aufzulösen. Heinrich Dorrenbach geht in die Illegalität, setzt den Kampf fort. Er wirkt in verschiedenen Städten für die Sache der Arbeiterklasse. Heinrich Dorrenbach bekennt sich zur Kommunistischen Partei Deutschlands, die am 30. Dezember 1918 gegründet worden war.
Am 16. Mai 1919 fällt er seinen Feinden in die Hände. Einen Tag später schießt ihn im Kriminalgericht Berlin-Moabit ein Polizist hinterrücks nieder. Erst 31 Jahre alt, erliegt Heinrich Dorrenbach am 18. Mai 1919 seinen Verletzungen.
Sein Vermächtnis erfüllen heute die Angehörigen eines Truppenteils der Grenztruppen der DDR.

Oberstleutnant Günter Freyer

Fotografik und Gestaltung: Sepp Zeisz

BELADEN
Der Einweiser auf der „Hoyerswerda", Meister Zeuß.

AR-Reporter Oberstleutnant Ernst Gebauer nahm am Belade- und Seelandetraining von mot. Schützen und Landungsschiffen teil. Er meint, Übung macht den Meister oder





ANLANDEN
In Kolonne verlassen die SPW das Landungsschiff und schwimmen an den Strand.

Ein Meister fällt nicht ins Wasser

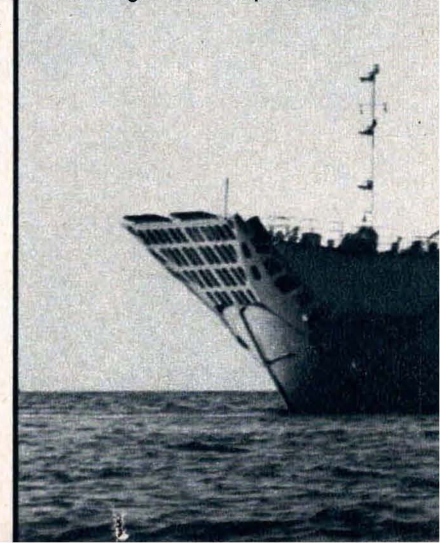




In der Bucht liegen Landungsschiffe. Ihre zurückgesetzten Aufbauten und der am Bug weitgeöffnete Laderaum weisen sie, auch für den Laien, als solche aus. Aus dem Küstenwäldchen nähern sich SPW. Auf Zeichen der Regulierungsposten hin schwimmen sie einzeln zu den Schiffen und fahren über die herabgelassenen Landeklappen in die Laderäume. Dann schließen sich die Klappen. Die Schiffe drehen ab und ziehen einen Kreis durch die Bucht. Mit „halber Fahrt", die immer weiter zurückgenommen wird, je näher sie an das Ufer kommen, laufen sie wieder in die alte Position ein. Ankerketten poltern. Die Laderäume öffnen sich. Eilig verlassen die SPW die Schiffe, schwimmen zum Strand. Nach einer Pause das Gleiche von vorn. Aus dem Wäldchen, durch die Dünen, ins Wasser und auf die Schiffe...
Als dies schon das dritte Mal passiert, ist das Interesse der Urlauber vom nahen Badestrand daran erschöpft. Auch manch einer der beteiligten Matrosen des Schiffes und der Soldaten der Kompanie hat da so seine Gedanken. Immer die gleichen Kommandos, die gleichen Handgriffe. Ist das Verladen und Absetzen mehrerer SPW, die dazu noch schwimmfähig sind, so kompliziert, daß es so oft wiederholt werden muß?
Im Angesicht der sonnenüberfluteten Bucht fällt darauf eine Antwort schwer. Man muß schon einen Gedankensprung machen, um zu begreifen, nie wird eine Seelandung nur ein Transportproblem sein. Während des zweiten Weltkrieges zum Beispiel, unter-

Im zentralen Fahrstand der „Hoyerswerda" am Maschinenüberwachungspult der leitende Ingenieur, Oberleutnant Mai.

Wenn auch die „Trainingsreise" auf der „Hoyerswerda" kurz ist, probieren dennoch die mot. Schützen alles aus, die Möglichkeiten des Zeitvertreibs im Mehrzweckdeck und die bei Bedarf ihnen zur Verfügung stehenden Kojen.



stützten die sowjetischen Flotten mit 114 Seelandungen strategische Offensiven der sowjetischen Streitkräfte. Durch eine Seelandung im Rücken der faschistischen Truppen, die im Jahre 1943 die Krim und die ihr gegenüberliegende Halbinsel Taman besetzt hielten, wurde das „Kleine Land" freigekämpft. 254 Tage behaupteten sich die sowjetischen Verbände dort. Am 255. Tage unterstützten sie, durch einen Angriff von Land her, die lange vorbereitete Noworossisker Landeoperation, die operative Bedeutung hatte. Der Fall des starkbefestigten faschistischen Widerstandsknotens Noworossisk am 14. 9. 1943 leitete die Befreiung der Halbinsel Taman ein, von wo aus Anstrengungen zur späteren Befreiung der Krim unternommen wurden.

Immer waren zwei, oft mehrere Teilstreitkräfte an einer Seelandung beteiligt. Ihr Zusammenwirken mußte buchstäblich auf Meter und Sekunden abgestimmt sein. Als sich im Februar 1943 bei Jushnaja Osereika die sowjetischen Landemittel nicht an die vorgeschriebenen Kurse hielten und dadurch die Anlandung der Hauptkräfte verzögerten, wurde dies den Fliegerkräften nicht bekannt. Zu früh, eben zum vereinbarten Termin, flogen die Flieger ihre Einsätze. Das hat den stürmenden Landeabteilungen den Kampf beträchtlich erschwert.

Übereinstimmend berichten die an Landungen beteiligten sowjetischen Militärs, daß der Sturm auf die Küsten fast immer bei Nacht oder bei Tagesanbruch stattfand, um die Überraschung zu wahren. So verzichtete man bei 76 aller Seelandungen sogar auf jegliche Luft- und Artillerievorbereitung, und führte erst Bomben- und Feuerschläge, als die erste Welle der Landemittel das Ufer erreichte.

Welche Präzision in der Planung und welche Disziplin in der Ausführung der Handlungen war da nötig.

Doch zurück in unsere Bucht. Wieder schwimmen die SPW zu den Schiffen. Nicht jeder fährt, oder sagt man besser schwimmt, elegant auf die Landeklappe auf. Manche haben noch das Wassertriebwerk geschaltet, wenn eigentlich schon der Antrieb über die Räder erfolgen müßte. Ein unsicherer Moment für den SPW. Zurückrollen könnte er und ins Wasser fallen. An Bord ist es keineswegs einfacher. Der Laderaum setzt dem beträchtlichen Wendekreis der SPW Grenzen. Aber wenden müssen sie, um vorwärts das Schiff verlassen zu können. So sind viele Lenkbewegungen nötig. Manch einer von den Fahrern kommt dabei ordentlich ins Schwitzen. Sie schaffen's eigentlich nur, weil Meister Zeuß, der sie einweist, auch dann noch ruhig bleibt, wenn mal durch Ungeschick das Schiff arge Kratzer hinnehmen muß. Wichtig allein ist, die Kampftechnik so zu verstauen, daß sie zügig das Schiff verlassen kann. Jegliche Havarien, ob Verkeilen der SPW im Bereich der Landeklappe, Steckenbleiben während der Ausfahrt oder Beschädigung des Schiffes selbst, würde nicht nur das eine Schiff gefährden. Die bei einer Seelandung in den nächsten Staffeln folgenden Schiffe könnten ihren vorbestimmten Platz nicht einnehmen, müßten neue Landungspunkte wählen, die gesamte Aktion würde beeinträchtigt oder gar . . .

Kaum, daß alle Fahrzeuge verzurrt sind, der Laderaum geschlossen ist, das Schiff „Anker auf" geht, treten die an Bord gegangenen mot. Schützen an Oberdeck an. Oberleutnant Matschke, 1. Wachoffizier des Schiffes, begrüßt die Genossen und belehrt sie zugleich. Neben der dringenden Mahnung, nicht die Betriebsräume zu betreten oder die Schiffsanlagen zu bedienen, weist er sie vor allem in die für Sicherheit und Gefechtsbereitschaft des Schiffes nötigen Signale ein. Folgendes müssen sie sich unter anderem einprägen: Wird über die Befehlsanlage 15mal dreimal kurz und dreimal lang gegeben, besteht Seenot und es ist zu den Rettungsmitteln zu eilen. Zweimal kurz, einmal lang und einmal kurz, dies sechsmal gegeben, heißt Luftalarm. Wird 30 Sekunden lang, einmal kurz, einmal lang, einmal kurz, zweimal lang signalisiert, bedeutet es Gefechtsalarm. Dann sind die SPW zu besetzen und das Verlassen des Schiffes vorzubereiten. Danach zeigt der Oberleutnant den Genossen die Räume, in denen sie sich aufhalten und auch die Wege, die sie benutzen dürfen.

Während sich die mot. Schützen mit dem Schiff vertraut machen, ist längst das Manöver „Anker auf" beendet. Das Schiff hat sich gedreht und Fahrt aufgenommen. Das sind Minuten, in denen sich die Befehle an den Gefechtsabschnitt Maschine überstürzen. Dazu meint der Leitende Offizier des

Schiffes, Oberleutnant Mai: Ein Landungsschiff könne nicht wie ein gewöhnliches Fahrzeug gebaut werden. Schon der heutige übliche Verstellpropeller fehle ihm. Es fahre viel in seichtem Wasser und eventuelle Grundberührungen würden eben die Festpropeller besser überstehen. Ein Verstellpropeller erleichtert aber wesentlich die Arbeit des Maschinenpersonals. Bei ihm werde eben nur die Steigung der Blätter, bei konstant bleibender Motorendrehzahl, verstellt und das Schiff beschleunigt oder verlangsamt seine Fahrt, beziehungsweise verändert seine Fahrtrichtung vor oder zurück. Ihr Landungsschiff könne Manöver dieser Art dagegen nur fahren, wenn die Maschinen umgesteuert würden. Also die Drehzahl verändert, die Maschine gestoppt und wieder gestartet werde. Dabei falle bei ihrem Maschinentyp während diesem Umsteuern zwangsläufig viel Öl an. Das wieder verlange rechtzeitiges „Durchtörnen" der Maschinen bei ausgekuppeltem Propeller. Sonst gelangt das Öl in die Verbrennungsräume und Havarien wären die Folge. Viele Schiffsmanöver, und so das entsprechende Umsteuern der Maschinen, seien gerade während des Anlaufens des Landepunkts nötig. In diesem Moment müsse auch noch die Kühlung von Seewasser auf Kühlwasserzelle umgestellt werden. Geschieht das Öffnen und Schließen der Ventile nicht schnell genug, wird im Flachwasser Sand angesogen, Pumpen und Leitungen verstopften, die Maschinen überhitzten und laufen sich fest. Die Landeeinheit könne dann noch so gut sein, sie käme nie ins Gefecht. Ein manövrierunfähiges Schiff bietet dem Gegner ein gutes Ziel. Es gibt auf dem Meer eben keine natürlichen Deckungen...

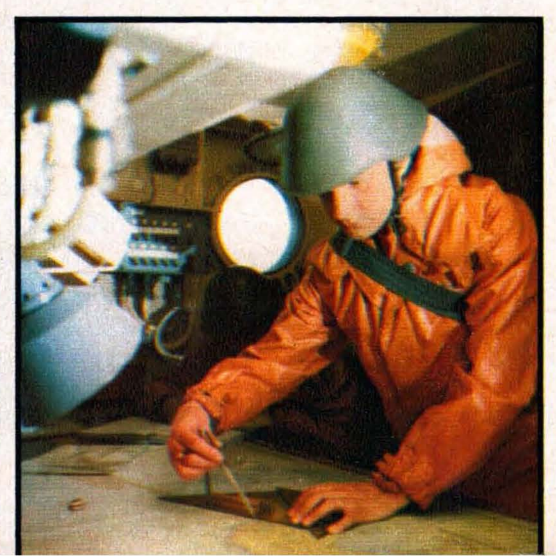
Wieder nehmen die Schiffe Kurs auf das Ufer. Sie fahren nebeneinander, in Dwarslinie, wie der Seemann sagt. Korvettenkapitän Siebeck, der Kommandant, läßt das Signal „Gefechtsalarm" in die Decks geben. Während also im Laderaum die SPW entzurrt werden und deren Motoren warmlaufen, die Maschinisten wieder alle Hände voll zu tun haben, hantiert im Kartenraum der Obersteuermann. In immer kürzeren Abständen nimmt Obermaat Schack Peilungen zu den Landmarken. Den Weg, den das Schiff zum Landepunkt nehmen muß um sicher anzukommen, hat er vorher ausgekoppelt. Also die Tiefen und vorhandenen Strömungen erfaßt, die zu fahrenden Geschwindigkeiten ermittelt und die Orte der Kursänderung bestimmt.

Heute wird nur trainiert, der Meeresgrund ist fast ideal, nicht mal das Wetter stellt Probleme, sinniert er. Bei einer tatsächlichen Landung, so weiß er, könnten Minensperren vorhanden und nur schmale Wege darin freigeräumt sein. Einfache Hindernisse, wie Wracks, Kabel oder Felsen könnten da sein. Das würde die Schiffsführung, an der er beteiligt ist, noch schwieriger machen. Wieder beugt sich der Obersteuermann über die Seekarte, trägt er die genommenen Peilungen auf. Die vom vorhergehenden Anlauf hat er noch stehen. Jetzt schon, sieht er, liegen sie besser, sowohl in Kurs und Zeit.

Vor dem letzten Anlaufen des Landepunktes resümiert der Kommandant des Schiffes „Hoyerswerda". Die Genossen vom Truppenteil „Ernst-Moritz Arndt" hätten immer schneller ihre Fahrzeuge an Bord gebracht, ebenso zügig wären sie bald beim Anladen ausgefahren. Diszipliniert wären sie allen Anordnungen der Besatzung gefolgt. Er meine, das Training habe die Genossen auf mögliche Seefahrten eingestimmt. Kompaniechef Leutnant Klein lobte die Hilfe der Seeleute gegenüber seinen meist jungen und noch unerfahrenen Soldaten. Sie hätten sofort Vertrauen gewonnen und seien begeistert von dem modernen Schiff. Seine Fahrer wären es besonders von Meister Zeuß, dem geduldigen Einweiser.

Wenig später schrillt es wieder in alle Decks. Gefechtsalarm! Es dämmert bereits in der Bucht. Schemenhaft heben sich die Schiffe vom noch hellen Horizont ab. Die verhaltene Fahrt im seichten Wasser kommt einem Anpirschen gleich. Noch während der Fahrt öffnen sich die Landeklappen. Ankermanöver. Der graugrüne Tarnanstrich der Fahrzeuge deckt sich fast mit dem dunkel schillernden Wasser. Nur die Gischt ihrer Bugwellen leuchtet matt in der Dunkelheit. Eilig streben die SPW dem Strand zu. So flink, als gelte es jemanden zu überraschen.





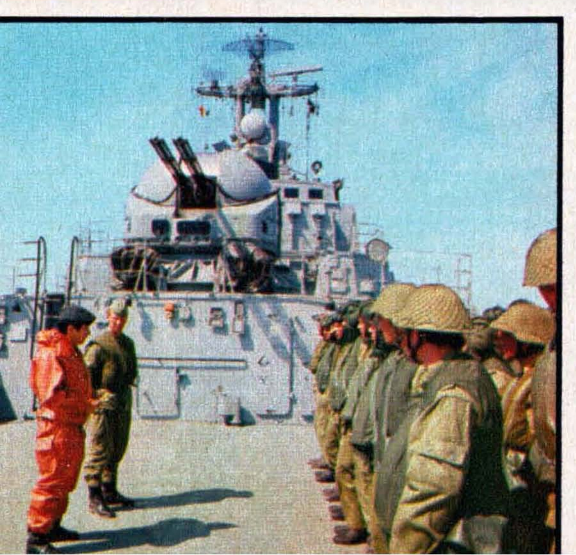


Bild oben:
SPW bei Auffahrt auf die Landeklappe.

Von links nach rechts:
Der Verband der Landungsschiffe auf Landekurs.

Der Obersteuermann, Obermaat Schack, im Kartenraum der „Hoyerswerda".

Die zur Belehrung durch den 1. Wachoffizier des Schiffes „Hoyerswerda" angetretenen mot. Schützen.

März 1966. In den USA-Streitkräften wird eine neue Felddienstvorschrift für die Anwendung chemischer und biologischer Kampfmittel eingeführt. Sie trägt den Titel „EMPLOYMENT OF CHEMICAL AND BIOLOGICAL AGENTS". Kurzbezeichnung FM 3–10. Auf über hundert Seiten wird beschrieben, wann, wo und wie welche CB-Waffen einzusetzen sind, tödlich wirkende und sogenannte handlungsunfähigmachende. Erstmalig wird in einer Vorschrift dieser Armee ein chemischer Kampfstoff angeführt, der nach der Einatmung seiner Aerosole die Vergifteten körperlich und geistig schädigt. Der Name des Kampfstoffes:



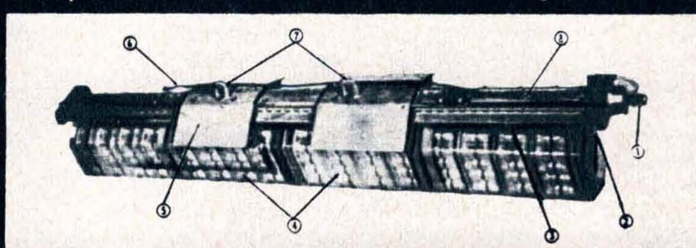
Noch bevor die Vorschrift in die Hände der Kommandeure amerikanischer Truppenteile gelangt, war „BZ" in Vietnam eingesetzt worden. Auch im März 1966. Bei der Operation „White Wing". Da warf ein amerikanisches Flugzeug in der Nähe eines Dorfes an einem Fallschirm einen kanisterartigen Thermogenerator ab. Das geschah, nachdem die USA-Söldner das durch die FLN-Kämpfer heldenhaft verteidigte Dorf dreimal vergeblich angegriffen hatten. Bevor ihr Jagdbomber kam, zogen sich die Aggressoren scheinbar zurück. Ein weiß-gelblicher Rauch entwickelte sich aus dem Behältnis und hüllte das Dorf ein. Alle Bewohner waren den Gasen ungeschützt ausgesetzt. Kurze Zeit später verspürten sie Schwindelgefühle, ihre Mundhöhlen wurden trocken, der Herzschlag erhöhte sich und sie kämpften gegen die Angst. Dann befiel sie eine äußerst starke Schläfrigkeit. Acht Stunden vergingen, als ein FNL-Kämpfer nach dem Durchleben noch anderer Vergiftungssymptome wieder annähernd seinen normalen geistigen Zustand erreichte. Er war der einzig Überlebende. Alle seine Mitkämpfer sowie die im Dorf verbliebenen Bewohner waren in dem vergifteten Zustand umgebracht worden. Die chemische Formel des neuen Kampfstoffes und seine physikalischen Eigenschaften hielten die Amerikaner geheim. Erst viele Monate später erschien zu der Vorschrift FM 3–10 ein zweiter, aber vertraulicher Teil. In diesem informierte man über die Wirkung des „BZ" und legte fest, wie es anzuwenden sei.

„BZ" wirkt bei Menschen individuell unterschiedlich. Nach der Phase der Schläfrigkeit, etwa drei bis fünf Stunden nach der Vergiftung, werden die Geschädigten unruhig. Sie sind sehr aufgeregt. Ihre Bewegungen sind unkoordiniert, sie schwanken und taumeln. Geistig können sie sich nicht konzentrieren. Sie sind nicht einmal in der Lage, eine einfache Rechenaufgabe zu lösen. Ihr ganzes Verhalten und alle ihre Aktivitäten sind ohne Sinn und Ziel. Sie nehmen ihre Umwelt nicht mehr real wahr. Das, was sie sehen und erle-

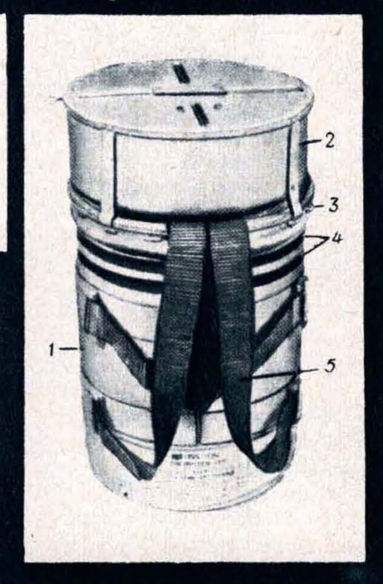


ben, ist illusionär. Ihre Umgebung erscheint verzerrt. Eine Stunde später unterliegen sie Halluzinationen. Die Vergifteten sehen farbig sehr intensiv Dinge und Gestalten, hören Geräusche und disharmonische Töne, sie fühlen Gegenstände und stoßen sich an diesen.
Sie reagieren entsprechend: ängstlich, feindselig – aber nichts existiert von all dem „Erlebten". Die Menschen sind psychisch unnormal.
Acht Stunden und mehr – je nach der vom Organismus aufgenommenen Dosis – dauern die Vergiftungserscheinungen.
Die Vergifteten sind mindestens ein bis fünf Tage handlungsunfähig.
Die amerikanischen Militärs kündigten die Einführung eines solchen auf die Psyche des Menschen wirkenden chemischen Kampfstoffes schon am 3. Dezember 1958 auf einer Pressekonferenz in New York an. Einen Monat später berichtete die Zeitschrift „Armed Forces Chemical Journal" befriedigt, daß der dort gezeigte Film und die genannten Fakten schnell ihre öffentliche Verbreitung gefunden hätten. Es wäre doch „human", in Kriegen einen chemischen Kampfstoff zu verwenden, der bei einer Katze Schläfrigkeit erzeugt oder sie ängstlich vor Mäusen macht. Diese vom chemischen Korps der USA-Armee in einem ihrer vielen militär-chemischen und -toxikologischen Institute des „Chemical Warfare Center Maryland" bei Versuchen filmisch festgehaltene Katze-Maus-Story diente nur der Manipulierung der breiten amerikanischen Öffentlichkeit. Wieder einmal sollte sie in harmloser Art und Weise für den chemischen Krieg gewonnen und vorbereitet werden, der dann ja auch in Vietnam stattfand.
Die amerikanische Bevölkerung sollte aber auch gutheißen, daß dem Chemischen Korps mehrere Hundert Millionen Dollar durch den Senat zuzubilligen sind. Dieses Geld wurde nicht mehr für die Entwicklung eines militärischen brauchbaren Psychogiftes gebraucht. Das hatte man schon ausgewählt: „BZ". Wozu aber das Geld? Erst später erfuhr man, daß zu dieser Zeit die V-Kampfstoffe mitsamt ihren Anwendungsmitteln entwickelt wurden und

die dafür erforderlichen Produktionsstätten entstanden. 5 mg eines V-Kampfstoffes reichen aus, um einen Menschen zu töten, wenn er das Gift durch den Mund aufnimmt. Trifft es als Flüssigkeit auf die unbeschädigte Haut, so reichen unter Umständen 2 bis 10 mg aus. Trifft es aber auf eine Wunde, so sollten nach amerikanischen Angaben 0,3 mg einen Menschen töten. So giftig ist das „BZ" nicht. Aber es ist auch keineswegs harmlos. Das wußten die amerikanischen Militärs. Im zweiten Teil der anfangs erwähnten Vorschrift FM 3–10 steht, daß jüngere, alte und schwächliche Personen und solche mit erkrankten Atemwegen nach der Einatmung größerer Mengen „BZ" tödlich vergiftet werden könnten. Kinder, Greise und Kranke durch Giftstoffe zu töten, kann wohl kaum human sein. Denn die FM 3–10 sieht unter anderem auch die Anwendung des Kampfstoffes „BZ" gegen „nichtmilitärische Personen" vor. Dazu die in Vietnam praktizierte Taktik, durch Vergiften die Menschen wehrlos machen, um sie dann zu töten. Solche Kampfstoffe sollen Panik und Angst auslösen, sollen den Willen und den Geist des Gegners schwächen.
Die systematische Suche nach chemischen Kampfstoffen, die die Psyche der Menschen beeinflussen (sogenannte psychotoxische Kampfstoffe), begann in den USA Anfang der fünfziger Jahre. Das Chemische Korps der Armee bezog in diese Arbeiten Universitätsinstitute und Arzneimittelkonzerne ein. Tausende psychoaktive Verbindungen wurden synthetisiert und im „Chemical Warfare Center" weiter untersucht. Monatlich sollen dort etwa 400 Substanzen eingetroffen sein. Einige Universitätsinstitute führten eigene Untersuchungen durch. Experimentiert wurde mit Tieren und sogar mit Menschen.
So erkannte 1959 der Biochemiker Abood die enorme psychoaktive Wirkung verschiedener Ester der Glykol- und Benzilsäure und bezog in seine Versuche mit diesen Substanzen auch Menschen ein. Er ordnete die Testsubstanzen der Geheimhaltung wegen nach dem Alphabet. Da gab es die Reihe A mit den Testsubstanzen AA bis AT, die Reihe B mit BA bis BT usw. Die militärisch geeignetsten Verbindungen bekamen die letzten Buchstaben, die ausgewählte das Z. Einige Jahre später offenbarte der Direktor des britischen militärchemischen Forschungszentrums CDEE in Porton Down, Gadsby, daß das „BZ" eine von Abood untersuchte Verbindung sei. Heute kennt die Fachwelt die chemische Formel und die Bezeichnung vom BZ: 3-Chinuklidylbenzilsäureester.
Im amerikanischen militärchemischen Forschungszentrum in Maryland leitete die Forschungsarbeiten mit psychoaktiven Substanzen M. Van Sim. Er berichtete später mehrfach über die Wirkungen dieser Substanzen auf Menschen, auch über seine Selbstversuche. Geflissentlich überging er dabei die Tests an anderen Versuchspersonen. Aber in einem Bericht des Fachausschusses für Wissenschaft und Raumfahrt für das Repräsentantenhaus der USA vom 10. 8. 1959 wird schon bestätigt, daß man im „Army Chemical Center" Versuche mit Truppen durchführte. Jedoch war nicht bekannt, nach welchen Richtlinien die Personen ausgewählt wurden und ob sich irgendwelche ungünstigen (!) Wirkungen ergeben hätten. Der „Daily Mirror" schilderte im April 1962 solche Versuche. „Freiwillige wurden kriegsähnlichen Bedingungen unterworfen. Sie wurden mit Gasen, Pulvern und Flüssigkeit besprüht, sogar ihr Morgenkaffee wurde che-



Amerikanische 130-Pfund-Bündelbombe E 159, bestehend aus zwei Bombenbündel E 158 R 2, die durch eine Schiene zusammengehalten werden. Jedes Bündel ist 158 cm lang und enthält acht Plastekanister mit je 33 Kleinstbomben in der Größe einer Taschenlampenbatterie, die den chemischen Kampfstoff enthalten. Dieses in Vietnam für den chemischen Kampfstoff „CS" eingesetzte Bündelsystem ist auch für „BZ" verwendbar.



„BZ"-Thermogenerator M 16 der USA. 1 = Gehäuse; 2 = Fallschirmbehälter (fehlt bei der Anwendung auf dem Lande); 3 = Befestigungen; 4 = Munitionsmarkierung. Für „BZ" verwenden die USA-Streitkräfte zwei rote Ringe. 5 = Tragegurte (fehlt bei der Anwendung aus der Luft).

misch behandelt. Danach waren sie stundenlang gelähmt." Die Zeitung beschreibt ein Beispiel: „Soldaten auf Patrouille fühlten plötzlich, wie ihre Beine abstarben. In ihrem ganzen Körper breitete sich Erstarrung aus. Sie ließen die Waffen fallen. Obwohl sie bei klarem Bewußtsein blieben, waren sie unfähig, zu sprechen oder gar zu handeln."
Auch in Porton Down wurden solche Experimente mit Marine-Infanteristen durchgeführt. Die „Hannoversche Presse" meldete dazu im Juni 1969, daß bei diesen Versuchen auch LSD Verwendung fand. Dieses sei aber nach Gadsby als chemischer Kampfstoff viel zu teuer. 450 g würden etwa 10000 DM kosten. Eine industrielle Produktion käme kaum in Frage. Das amerikanische Chemische Korps dagegen rühmt sich, daß das seit etwa 1961 großtechnisch hergestellte „BZ" nur etwa 44 Dollar je Kilogramm kosten würde. Schon Hunderte Tonnen dieses Kampfstoffes wurden hergestellt, mit pyrotechnischen Gemischen vermischt und in die entsprechenden Anwendungsmittel eingeschmolzen.
Da die psychotoxischen Kampfstoffe vorwiegend in Aerosolform angewendet werden sollen, ist der Schutz vor diesen Stoffen durch das Anlegen der Schutzmaske zu erreichen. Schon ein improvisierter Atemschutz durch über Mund und Nase gefalteter und gelegter Tücher ist ausreichend. Es kann sich jedoch auch der Schutz der gesamten Körperoberfläche durch Anlegen der vollständigen Schutzausrüstung erforderlich machen. Vergiftete Körperteile werden mehrmals mit Seifenwasser gewaschen und die Augen mit sauberem Wasser gespült.
Die Einführung von „BZ" als chemischer Kampfstoff in die Bewaffnung der USA-Streitkräfte zeigt das Bemühen der amerikanischen Militärs, neben den hochgiftigen tödlich wirkenden Kampfstoffen auch über solche chemischen Kampfstoffe zu verfügen, die in geringen Dosen die Handlungsunfähigkeit herbeiführen. Die USA setzen die Entwicklung mit dem Ziel fort, gewisse psychoaktive Verbindungen militärisch als ein Instrument des Zwanges, der Kontrolle und der Beeinflussung von Menschen zu verwenden.
Entgegen den Bestrebungen der sozialistischen Staaten, alle chemischen Waffen zu verbieten, ihre Lagerung und Herstellung zu unterbinden, die vorhandenen Vorräte zu vernichten, betrachten die USA und einige NATO-Staaten derartige chemische Kampfstoffe als normale Mittel der Kriegsführung. Sie behalten sich ihre Anwendung entgegen dem Genfer Protokoll über das Verbot der chemischen und biologischen Waffen von 1925 uneingeschränkt vor.

Oberstleutnant Siegfried Franke
Fotografik und Gestaltung: Sepp Zeisz

WAS IST . . .

Aerosol: Gemisch aus Gas und darin schwebenden feinsten flüssigen oder festen Teilchen.

V-Kampfstoff: Codebezeichnung für eine Gruppe von nervenschädigenden, langwirkenden Kampfstoffen.

Ester: Chemische Verbindung aus Alkohol und Säure.

LSD: Abkürzung für Lysergsäurediäthylamid (ein Nervengift).

Genfer Protokoll: Völkerrechtliches Abkommen über das Verbot der Verwendung von erstickenden, giftigen oder ähnlichen Gasen sowie von bakteriologischen Mitteln im Kriege; unterschrieben in Genf am 17. Juni 1925.

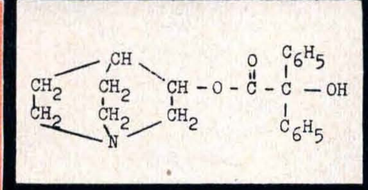
Halluzination: Schwerste Form der Sinnestäuschung.

Toxikologie: Lehre von Wirkung und Auffindung der Gifte.

toxisch: giftig.

Anwendungsmittel der USA-Streitkräfte für den Kampfstoff BZ

	Inhalt	Anwendung	Vergiftete Atmosphäre über eine Fläche von
Generator M16	46 kleine Segmente M6	auf dem Lande: allein aus der Luft: 3 M16 im Abwurfbündel M44	
Bombe M138	4 Segmente mit zusammen 0,68 kg BZ	57 M 138-Bomben im Bombenbündel M43 oder CBU5/8	1,2 ha
Bombe BLU20 und B23	0,86 kg BZ	durch die 40rohrige Abgabevorrichtung SUU-13/A oder CBU-16/A	3 ha
Geschoß E21, 40 mm		durch Handfeuerwaffen mit Aufsatz	



Chemische Formel für BZ

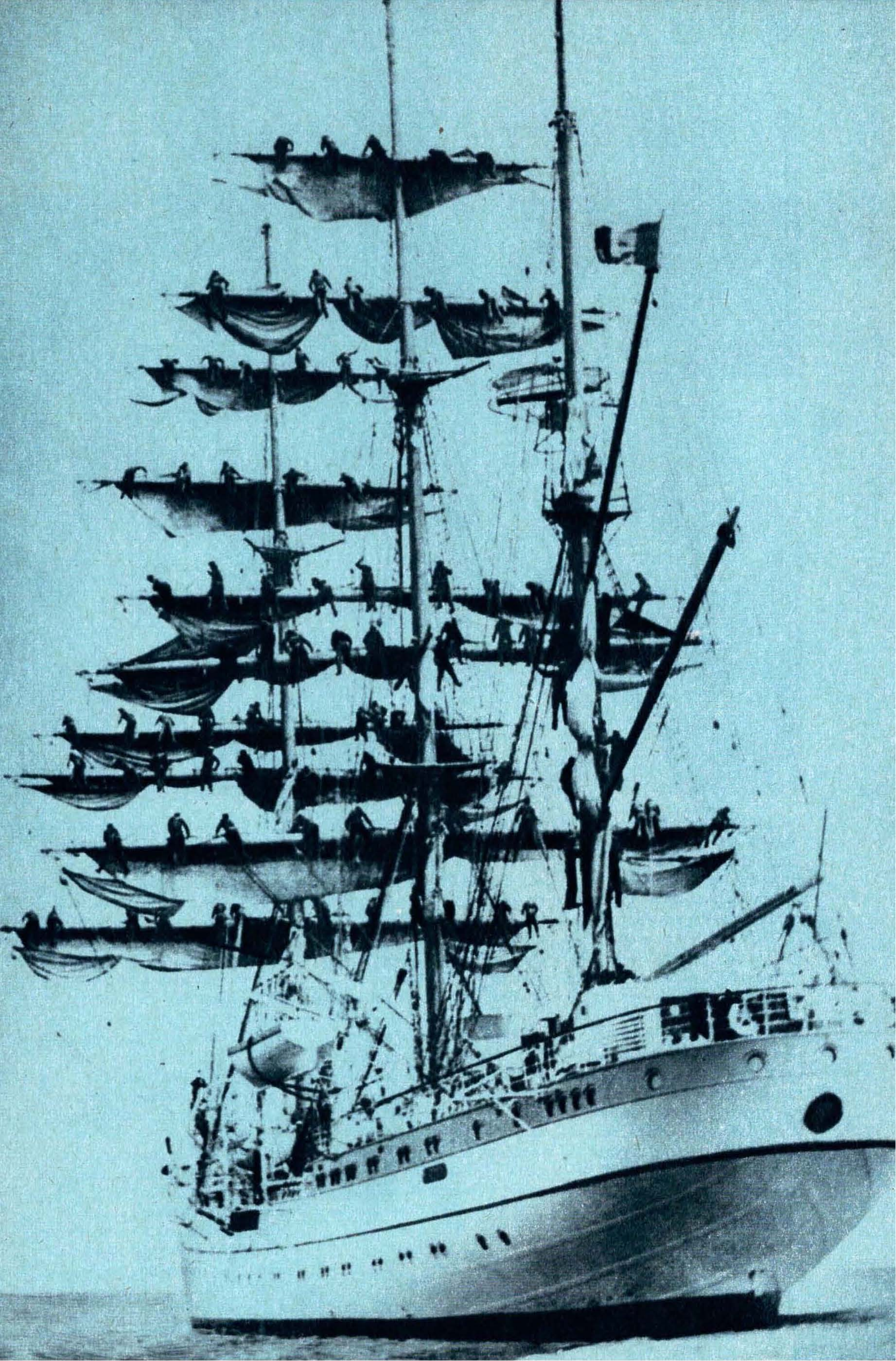
Mircea der Alte

Oberstleutnant Horst Spickereit besuchte das Segelschulschiff der Rumänischen Seestreitkräfte und machte Bekanntschaft mit einem merkwürdigen Herrn, genannt

„Jetzt werden wir gleich Mircea den Alten begrüßen können", meint der Dolmetscher zu mir, als wir durch die geraden Straßen von Constanta dem Hafen zufahren. Als er mein staunendes Gesicht sieht, beeilt er sich, konkreter zu werden: „Das ist der Name unseres Schulschiffes. Mircea war der erste Fürst der unabhängigen Walachei. Er hatte entscheidenden Anteil daran, daß die Türken, die 1417 bei uns einfielen, zurückgeschlagen wurden. Außerdem war er der Begründer der rumänischen Marine." Grund genug also, diesen Mann auf solch eine Art zu würdigen. Mircea ist es denn auch, den ich als ersten von der Besatzung wahrnehme. Vorn am Bug hängt er, eine lebensgroße, hölzerne Galionsfigur. Unübersehbar in seiner Farbenpracht, würdevoll sein bärtiges Gesicht, auf dem Haupt die goldene Krone. So steif und stumm der ältere Herr da vorn an der Schiffsspitze hängt, so ungezwungen und lebhaft geht es hinter ihm zu.

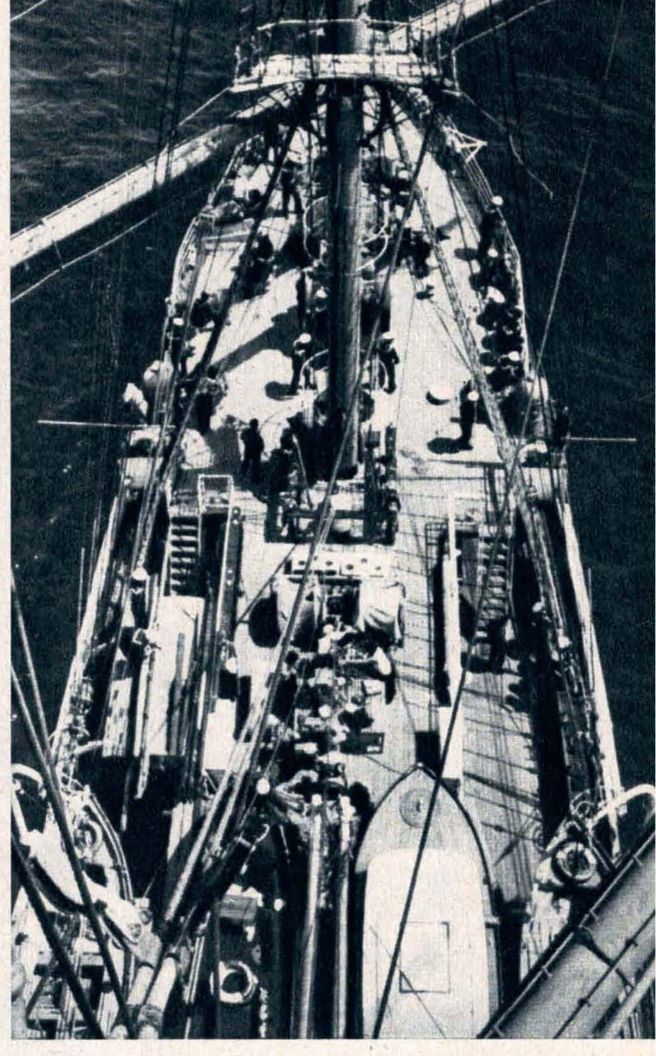
Kapitän ersten Ranges Alexandru Hirjan, Kommandant des Schiffes, sowie seine Stellvertreter lassen es sich nicht nehmen, den Waffenbruder aus der DDR mit maritimer Zeremonie zu empfangen. „Willkommen an Bord der ‚Mircea', dem Stolz unseres Marineinstituts!" Diese Anstalt sei die Hochschule für angehende Offiziere der Kriegs- und Handelsmarine, erfahre ich. 1872 wurde sie gegründet, war Marinemuseum von 1920 bis 1954, bekam dann wieder den Charakter einer Ausbildungseinrichtung und erhielt 1973 den Status einer Hochschule, nämlich des „Institutul de Marina Mircea cel Batrin". Also auch an Land ist Mircea der Alte allgegenwärtig. In all den Jahren gehörte ein Segelschulschiff mit gleichem Namen zum Bestand der Schule und des Museums. Zwar konnte der alte Mircea im vorigen Jahrhundert nicht solch ein











großes Schiff wie heute vorweisen, aber die damals in England gebaute Zwei-Mast-Brigg mit ihrer kupfernen Außenhaut war auch nicht ohne. Immerhin schwamm sie 54 Jahre auf den Meeren, ehe sie sich 1936 zur Ruhe begab. 1939 wurde das heutige Schulschiff in Dienst gestellt. 1965 gründlich überholt, bekam es moderne Funk-, Funkmeß- und Navigationsgeräte.
„In unserem Institut", erzählen mir die Offiziere, „studieren alle Kadetten vier Jahre. Das trifft sowohl auf den militärischen als auch auf den zivilen Nachwuchs zu. Und alle machen im ersten und zweiten Lehrjahr ihr seemännisches Praktikum auf der ‚Mircea'. Es sind ein bis zwei Monate jährlich. Danach wird auf modernen Schiffen ausgebildet. Am Ende des Studiums werden die Kadetten zum Leutnant ernannt. Auch die, die zur Handelsmarine gehen. Sie sind dann Leutnant der Reserve."
Zwischen den Decks finde ich Gelegenheit, „Mirceas" großen Schiffsbauch zu beäugen. Groß ist vielleicht übertrieben, denn auch auf einem Segelschiff gibt es nicht viel Platz. Da hantieren die beiden Köche in einer Mini-Kombüse zwischen Backofen, Kesseln und Bratpfannen. Da leben und schlafen je 60 Schüler in einem niedrigen Raum, die Kojen angehängt, drei Mann teilen einen Spind – einfach, zweckmäßig. Hart, aber auch romantisch ist der Dienst der Jungen an Bord. Etwa, wenn sie in die Rahen klettern und in zwanzig bis dreißig Minuten die 23 Segel setzen oder am Bug die Kanone zum Salutschießen bedienen...
Ob denn Kapitän Hirjan auch als Schiffsjunge auf der „Mircea" gelernt habe? „Und ob!" erwidert der Kommandant. „Ich begann hier meine Ausbildung. 1967 wurde ich Kommandant. Ich habe alle Weltreisen mitgemacht, und wir waren schon viel unterwegs: Europa, Afrika, Amerika..."
Da habe er ja am eigenen Leib erfahren, wie sich solch eine Schulung auf einem Oldtimer auswirke? Er schaut auf seine Hände: „Ein zukünftiger Kapitän bekommt hier viel Handwerkliches mit, erlernt die see-



Segelschulschiff „Mircea"

Wasserverdrängung	1 630 t
Länge	81,28 m
Breite	12,5 m
Tiefgang	5,2 m
Höhe des größten Mastes	44 m
Motorleistung	1 100 PS (809 050 W)
Geschwindigkeit (Motor)	6,17 m/s
Geschwindigkeit (Segel)	5,14 m/s
Aktionsradius	5 000 Meilen
Anzahl der Segel	23
Segelfläche	1 750 m²
Besatzung (Stamm)	20
(Schüler)	120

männische Kunst des Steuerns, des Schiffführens von Grund auf, wird zu Mut und Ausdauer erzogen." Er weist auf den höchsten Mast. „Schauen Sie! Dort oben, dreißig Meter hoch, ist ein Ausguck. Dort sitzt ein Schüler, der zu beobachten hat. Auf dem schwankenden Mast gar nicht so leicht."

Angesichts derartiger Mutproben forsche ich nach besonderen schwierigen Situationen, in denen sich die Besatzung bewähren konnte. Die Offiziere in der Runde werden nicht verlegen, haben sofort zwei Beispiele parat. „1953 war's, bei einem Sturm im Schwarzen Meer. An der Spitze des höchsten Mastes brach die Funkantenne. Um sie zu reparieren, wurde ein Freiwilliger gesucht. Ein 17jähriger trat unverzüglich vor, Genosse Moroianu. Er erledigte die Aufgabe gut und wurde gleich belobigt. Der Genosse ist heute Kapitän eines Handelsschiffes. Die andere Episode war dramatischer: 1965 gerieten wir in der Biskaya in einen Orkan, waren manövrierunfähig. Zu allem Unglück rissen noch die Trossen zu unseren beiden Bugsierbooten. Drei Tage lang trieben wir hilflos auf dem Meer. Die französischen Küstenstellen rieten uns, umzusteigen. Aber keiner von der Besatzung wollte die ‚Mircea' verlassen. Wir haben zusammengehalten, und das Schiff blieb unserer sozialistischen Heimat erhalten. Übrigens sind während dieser Zeit dort zehn Schiffe gesunken."

Heldentaten dieser Art sowie die solide Ausbildung zukünftiger Schiffsoffiziere waren ausschlaggebend, daß dem Segelschiff der „Stern der Republik", eine der höchsten Auszeichnungen Rumäniens, verliehen wurde. „Mircea", der Name des Instituts und des Schulschiffes, ist in der Marine der Sozialistischen Republik Rumänien zu einem Qualitätsbegriff geworden.

Als ich vom Schiff gestiegen war, galt mein letzter Gruß dem schnauzbärtigen Mircea vorn am Bug. „Mach's gut, Alter", murmelte ich, an meine Mütze tippend, „und führe die Jungs weiterhin sicher über alle Meere!"

Foto: Marinof (1), Archiv



Mittelmeer
ALGIER
MAROKKO
TUNESIEN
GHARDAÏA
OUARGLA
HASSI MESSAOUD
TIMIMOUN
DVR ALGERIEN
EL GOLÉA
GHUDAMES
HASSI BELGUEBBOUR
IN AMÉNAS
SOZIALISTISCHE LIBYSCHE ARABISCHE VOLKSJAMAHIYRIA
ADRAR
AIN SALAH
REGGANE
AOULEF EL ARAB
AMGUID
MAURETANIEN
DJANET
IN EKER
ABALESSA
SILET
TAMANRASSET
Asphaltierte Verbindungswege
Transsaharastraße (fertiggestellt)
Transsaharastraße (geplant)
Pisten
TESSALIT
TIN ZAOUATENE
IN GUEZZAM
IFÉROUANE
KIDAL
MALI
AGADÈS
BOUREM
GAO
IN GALL
NIGER
NIAMEY
BAMAKO
NIGERIA
OBERVOLTA
0
500
km

Von Ain Salah





bis Tamanrasset

Über Bau und Bedeutung der „Transsaharienne"
berichtet ADN-Korrespondent Peter Glaunsinger

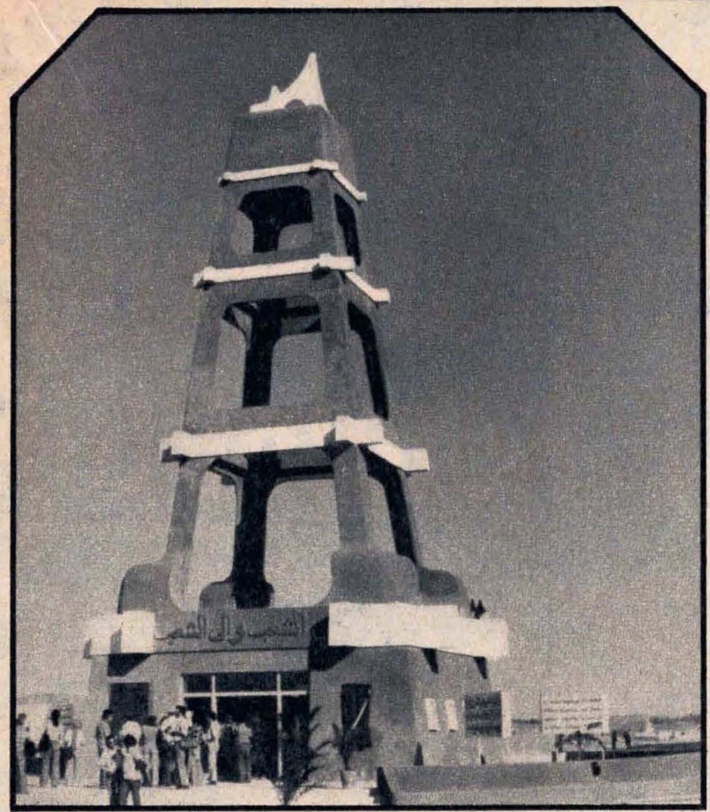
Das Bild ist bedrückend und faszinierend zugleich. Endlose Sand- und Geröllflächen. Kahle Felsplateaus, die durch ihre schwarzgraue Nacktheit geradezu tot erscheinen. Dann wieder steil aufragende mächtige Felssäulen, von Hitze und Kälte, Wind und Sand zerfressen. Gesprengte und bröckelnde pyramidenförmige Bergmassive, getrennt durch tief eingeschnittene Schluchten – fast eine Mondlandschaft. Das ist die Sahara in Südalgerien.



Seit Menschengedenken bildet die „Große Wüste" eine natürliche Barriere für einen intensiveren Austausch zwischen dem Norden und den zentralen, von den Küsten weit abgelegenen Regionen des afrikanischen Kontinents. Kamelkarawanen brauchten Monate, um die Sahara zu durchqueren. Erst seit 20 Jahren versucht man, mit leistungsfähigen Fahrzeugen einen mehr oder minder regelmäßigen Gütertransport zwischen den algerischen Mittelmeerhäfen und den Binnenländern Mali und Niger sowie auch den zentralen Teilen Nigerias zu organisieren. Ein Vertrag darüber wurde im September 1976 zwischen der Demokratischen Volksrepublik Algerien, Niger und Nigeria abgeschlossen. Über gefahrvolle Pisten benötigten die Lastwagen der algerischen staatlichen Gesellschaft dennoch zwei Wochen und mehr, um ihre in Algier, Oran oder Annaba aufgenommene Fracht nach risikoreicher Fahrt in den Bestimmungsorten der südsaharischen Nachbarländer löschen zu können. Der Umfang dieses Verkehrs blieb begrenzt.
Aber auch für die innere Entwicklung in der Demokratischen Volksrepublik Algerien selbst ergaben sich durch diese natürlichen Hindernisse Komplikationen. Die Südregionen des Landes blieben von den nördlichen Landesteilen isoliert und sind bis heute in sozialer und ökonomischer Hinsicht stark benachteiligt.
Mitte Juni dieses Jahres wurde jedoch eine Bresche in diese lebensfeindliche Welt im Süden des Landes geschlagen, die in den folgenden Jahren weiter quer durch die Sahara bis nach Mali und Niger getrieben werden soll. Denn am 19. Juni gab Algeriens Staatspräsident Boumediène ein neues, von Ain Salah bis nach Tamanrasset führendes Teilstück der Transsahara-Autoroute frei. „Route der Afrikanischen Einheit" wird diese 640 Kilometer lange Strecke auch genannt. Sie ist neben der Barrage Vert das zweite große Projekt zur Veränderung der Wüste, das der algerischen Jugend übertragen wurde. Die Barrage Vert, wie die „Grüne Barriere" genannt wird, ist ein Waldgürtel, der gegen das Vordringen der Wüste in landwirtschaftlich nutzbare Gebiete des Nordens angelegt wurde. Er erstreckt sich am Rande der Zone extremer Trockenheit in rund 1 500 Kilometer Länge und durchschnittlich 20 Kilometer Breite von Westen nach Osten quer durch Algerien.
Sowohl bei der Barrage Vert als auch bei der Transsaharienne werden junge Algerier im wehrpflichtigen Alter eingesetzt. Seit Beginn der Bauarbeiten im September 1971 am 420 Kilometer langen Streckenabschnitt zwischen den Oasenstädten El Goléa und Aïn Salah sind insgesamt 10000 Jungen für dieses Werk mobilisiert worden. Ausgerüstet mit modernen technischen Geräten, kämpften sich die jungen Angehörigen der Nationalen Volksarmee Algeriens gegen Sand und Fels, gegen die gnadenlos sengende Sonne in den Sommermonaten und gegen eisig kalte Winde in den Winternächten vorwärts in Richtung Süden – im Durchschnitt etwa 2 000 Meter in 24 Stunden. Wurden die klimatischen Bedingungen in der heißesten Jahreszeit unerträglich, dann unterbrach man die Arbeit tagsüber für einige Stunden. Ansonsten jedoch waren die Bautrupps in den olivgrünen Arbeitsuniformen rund um die Uhr im Einsatz – sieben Tage in der Woche. Und je näher man dem Etappenziel Tamanrasset kam, um so komplizierter gestaltete sich z. B. die regelmäßige Versorgung mit Wasser. Das kostbare Naß brauchte man nicht nur für die Menschen, sondern in noch größeren Mengen für die Maschinen und die Befestigung der Trasse. Rund 300 Kubikmeter Wasser pro Kilometer Straße.



In einem der zahlreichen Stützpunkte. Hier wird der Fahrbahnbelag – eine spezielle Asphaltmischung, die auch unter intensivster Sonneneinstrahlung fest bleibt – bei Temperaturen zwischen 130 und 160 Grad Wärme zum Gießen vorbereitet. In einer Pause hatte ich Gelegenheit, mit Angehörigen des Service National zu sprechen. Das Lager befindet sich knapp 50 Kilometer nördlich von Tamanrasset in der Nähe eines kleinen Dorfes. Die Ansiedlung besteht nur aus etwa einem Dutzend Lehmgebäuden. Dazwischen – hinter Mauern als Schutzwälle – winzige Parzellen, auf denen einiges Gemüse gegen den ständig vom Wind herangewehten Sand kämpft. Mit der Transsahara-Route beginnt für diesen wie für alle anderen Orte, die in den von der Straße berührten Regionen liegen, eigentlich ein neues Zeitalter.
Tit – das Ortsschild am Straßenrand – ist ein erstes sichtbares Zeichen dafür und genau so neu wie die Transsaharienne. In nächster Zukunft sollen hier wie auch an anderen Stellen im Raum von Tamanrasset Dörfer der Agrarrevolution errichtet werden. Ihre Erbauer werden wiederum die Soldaten der Algerischen Volksarmee sein. In diesem Militärcamp bei Tit treffe ich Abdelkader Touriat aus Sidsi-bel-Abbes. Vor seinem Wehrdienst hatte er in Algier ein Elektronikstudium beendet. An der Transsaharienne ist er als Steuerungsoperateur an den Mischanlagen für den Straßenbelag eingesetzt. Sein Kommandostand, den er voller Stolz zeigt und von dem aus er zu einem wesentlichen Teil den Rhythmus der Arbeiten steuert, ist klimatisiert. Genauso wie die fahrbaren Unterkünfte der gesamten Baumannschaft.
Abdelkader Touriat hat bisher 140 Kilometer der Route mitgebaut. Das befriedigt ihn, obwohl der Bau mit großen Anstrengungen verbunden war. „Nicht selten", so berichtet er, „mußten wir Wasser



über sehr große Entfernungen heranholen, über schwierig zu befahrende Pisten. Dazu die Sandstürme. Manchmal waren die Tankfahrzeuge tagelang unterwegs . . ."
Andererseits mußte die Trasse jedoch streckenweise so angelegt werden, daß sie notfalls auch reißenden Wassermassen standhalten kann. Denn in den Gebieten, durch die die Transsaharienne führt, ist es nicht selten, daß jahrelang kein Regen fällt. Dann wiederum kann es – allerdings örtlich begrenzt – zu wolkenbruchartigen Niederschlägen kommen, die sogar kurzzeitig zu Überschwemmungen führen. Das war so im Frühjahr des vergangenen Jahres in der Region Tamanrasset. An einigen Stellen, so sagte man mir, wurde sogar die neue Straße durch das Wasser beschädigt. An jenen Stellen, an denen die Trasse die Oueds (Täler und Schluchten, in denen sich das Wasser sammelt und zu Tal stürzt, bevor es irgendwo im Sand versickert) durchqueren muß, ist die Straße daraufhin besonders befestigt worden.



Sieben Milliarden Dinar, so verkündete Houari Boumediène, sollen in den kommenden Jahren für die Entwicklung der südalgerischen Wilayte (Bezirke) mit ihren reichen Bodenschätzen zur Verfügung gestellt werden. Doch schon jetzt bereitet sich Tamanrasset auf seine künftige Rolle als wirtschaftliches Zentrum und Verkehrsknotenpunkt vor. Ein modernes Hotel wurde eingeweiht, der Ausbau des Flughafens in Angriff genommen. Regelmäßige Busverbindungen sind ebenfalls geplant, denn mit der Hauptroute wurden gleichzeitig Oasen, die bisher völlig isoliert waren, an das gesamtalgerische Straßennetz angeschlossen. Schrittweise wird so der Süden dem Norden angeglichen. Die Männer in der olivgrünen Arbeitsuniform werden dabei wiederum ein gewichtiges Wort mitzureden haben.

Fotos: Autor, ZB

Stele am Ortseingang von Tamanrasset: Symbol für die „Route der Afrikanischen Einheit" und Monument für deren Erbauer, die Angehörigen der Algerischen Volksarmee.

Mit Blick auf den 30. Jahrestag der DDR kramte Oberst K. H. Freitag in Schränken und Schubladen und berichtet in dieser Beitragsfolge

Was einem so in die Hand kommt (6)

Zu Fuß sind es etwa zehn Minuten, die ich von der AR-Redaktion brauche, um an jenen Teil der Bersarinstraße zu gelangen, wo wir damaligen Volkspolizisten der Hauptverwaltung für Ausbildung (HVA) vor nunmehr sechsundzwanzig Jahren begannen, aus der Ruinenlandschaft des Krieges die noch verwendbaren Mauersteine zu bergen. Das Zentralkomitee der SED hatte aufgerufen, die DDR-Hauptstadt Berlin in einem Nationalen Aufbauwerk schöner und großzügiger als je zuvor wiederaufzubauen.

Am 2. Januar 1952 startete der erste Großeinsatz. Fast fünfzigtausend Menschen waren auf den Beinen. An ihrer Spitze Otto Grotewohl, Friedrich Ebert, Walter Ulbricht. „Alles in allem", lese ich in einem Zeitungsbericht, „war dieser Tag auch am HVA-Abschnitt ein großer Erfolg. 12350 Ziegelsteine konnten geborgen und geputzt werden. Besonders schnell wuchsen die Stapel bei den Arbeitsgruppen 1 und 2. In der Arbeitsgruppe 1 arbeiteten Genosse Generalinspekteur Heinz Hoffmann und die leitenden Funktionäre der HVA mit beispielgebendem Elan." Zum Frühjahr wies unsere Bilanz schon eine halbe Million Ziegelsteine aus, dazu 38200 kg Nutzeisen, 35700 kg Schrott und 475 kg Buntmetall. Was daraus entstand, ist an den Wohnhäusern der heutigen Karl-Marx-Allee zu besichtigen und zeigte sich ausgangs des '52er Winters zum ersten Mal beim Richtfest für das (neunstöckige) Hochhaus an der Weberwiese. Das Kulturprogramm wurde vom Erich-Weinert-Ensemble gestaltet, und es schloß mit einem neuen Lied des Dichters Kuba: „Wir haben Schweiß und Liebe drum gegeben, weh dem, der unsern jungen Frieden bricht..." Es gab gewichtigen Grund zu diesem Mahnen.

Eine Chronik kommt mir in die Hand. Unter dem Datum des 12. März 1952 ist vermerkt: „Der westdeutsche Staatssekretär W. Hallstein erklärt auf einer Pressekonferenz in Washington, das ‚Endziel der Vereinigung Europas sei der Zusammenschluß aller Teile des Kontinents bis zum Ural'." Zwei Tage später nennt BRD-Bundeskanzler Konrad Adenauer die „Neuordnung im Osten Europas" als wichtigstes Ziel seiner Politik. Am 2. April betont USA-General Dwight D. Eisenhower in seiner Eigenschaft als NATO-Oberkommandierender in Europa, daß Westdeutschland als geographisches Zentrum des Kontinents eine große strategische Bedeutung habe; das Wirtschaftspotential sowie das ausgebaute Straßen- und Eisenbahnnetz der BRD seien besonders günstig für militärische Operationen an einer „festen und durchgehenden Front von der Ostsee bis zu den Alpen". Die Imperialisten steuerten einen deutlich aggressiven Kurs. Hand in Hand damit aktivierten sie auch ihre Fünfte Kolonne in der DDR – ein Begriff für im Untergrund tätige Diversanten, der im spanischen Freiheitskampf 1936/39 geprägt worden war: Vier faschistische Kolonnen marschierten damals aus verschiedenen Richtungen auf Madrid, unterstützt von der in der Stadt wühlenden (fünften) Kolonne.

Ich blättere in Gerichtsberichten. Prozeß vor dem 1. Strafsenat des Obersten Gerichts der DDR. Angeklagt sind J. Burianek und sechs seiner Bandenmitglieder. Sie hatten fortschrittliche Bürger terrorisiert, Posten der Volkspolizei überfallen, Spionage betrieben, kriegshetzerische Schriften verteilt und die Sprengung einer großen Eisenbahnbrücke bei Erkner vorbereitet; die Bande bildete zudem den Führungsstab für Diversions-





„Wo wir damaligen Volkspolizisten der HVA . . ."

„Es wurde gesungen und gewandert . . ." (links außen Oberstleutnant Ernst Gebauer, daneben der Autor, hinten rechts Generalmajor Karl-Heinz Müller)





gruppen in anderen Teilen der DDR. Ihre Anweisungen erhielten sie von der sogenannten „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit" in Westberlin. Burianek wird zum Tode, zwei weitere Angeklagte werden zu lebenslänglichem und die vier anderen Täter zu insgesamt 49 Jahren Zuchthaus verurteilt.
Verhandlung vor der Großen Strafkammer des Landgerichts Rudolstadt. Sechs Spione werden überführt, bundesrepublikanischen Geheimdiensten fortgesetzt Produktionsgeheimnisse des VEB Maxhütte Unterwellenborn ausgeliefert zu haben. Das Urteil: Insgesamt 53 Jahre Zuchthaus.
Zwei weitere Prozesse vor dem Obersten Gericht der DDR. Auf der Anklagebank sitzen 15 Agenten, die sich als „Gruppe der Bluthunde" bezeichneten, sowie Rädelsführer verschiedener anderer von Westberlin aus gesteuerter Banden. Sie haben Diversionsakte verübt, HO-Läden und Volksbuchhandlungen überfallen, gegen die DDR gehetzt und versucht, einen Hochofen im Eisenhüttenkombinat Ost zu sprengen. Auch hier werden hohe Zuchthausstrafen ausgesprochen.
Mit allen Mitteln versucht der imperialistische Gegner, unser Vorwärtskommen zu stören und den Sozialismus „zurückzurollen". Über den amerikanischen RIAS in Westberlin erhält die Fünfte Kolonne verschlüsselte Spionageanweisungen, Tips zu den „Schlagern der Woche" sowie zu anderen Musiksendungen werden (wie übrigens auch heute noch!) über Deckadressen angefordert.
Im Bördekreis Haldensleben werden bei einer CIC-Agentin Giftampullen sichergestellt, mit denen sie die Gemeinschaftsverpflegung von Volkspolizei-Einheiten vergiften sollte. Ich selbst erinnere mich, in meinem Briefkasten des öfteren die „Tarantel", eine speziell für Bürger der DDR bestimmte antikommunistische Hetzschrift, gefunden zu haben. Eines Tages ging mir sogar eine Rechnung zu, wonach ich in einem Düsseldorfer Warenhaus für mehrere hundert DM ein-

gekauft haben sollte. Begliche ich die (angebliche) Schuld nicht, wurde gedroht, so hätte ich ernsthafte Konsequenzen zu befürchten, allerdings sei es bei „vorübergehender Zahlungsunfähigkeit" möglich, eine individuelle Regelung zu treffen. Es war dies ein übler Trick, mit dem insbesondere auch Volkspolizisten erpreßt und in die Fänge imperialistischer Geheimdienste getrieben werden sollten. Übrigens, das als Absender angegebene Warenhaus gab es weder in Düsseldorf noch anderswo...

Die Entwicklung der Lage veranlaßte uns auch in der FDJ-Arbeit, die politisch-ideologische Erziehung und Wachsamkeit zu verstärken sowie nach besseren Leistungen in der täglichen Ausbildung zu streben. Erstmals wurde 1952 begonnen, Zeitnormen für bestimmte Handgriffe – so etwa für das Auseinandernehmen und Zusammensetzen der Pistole – festzulegen; überall wurde gewetteifert, sie zu erreichen oder möglichst noch zu unterbieten. Aus einer großen Sorge ergab sich eine bedeutende Aufgabe für unsere FDJ-Organisationen: Die meisten VP-Angehörigen hatten nur die Schulen der Nazi-Zeit besucht und dort als Kinder von Arbeitern und Bauern kaum Entwicklungsmöglichkeiten gehabt, so daß es erhebliche Lücken in der Allgemeinbildung und ein starkes Bildungsgefälle gab. Folglich war es ein gewaltiges Kampfziel, als die FDJ-Organisationen sich vornahmen, allen Volkspolizisten die Reife der damaligen 8-Klassen-Schule zu vermitteln. Auch in meiner Dienststelle wurden Arbeitsgemeinschaften für Deutsch und Rechnen ins Leben gerufen, übernahmen befähigte FDJler Patenschaften über jene, die die größten Rückstände hatten. Viele Qualifizierungsmaßnahmen, unter anderem auch für die FDJ-Funktionäre, fanden an den Wochenenden statt; nebenbei bemerkt habe ich darüber meinen ersten Presseartikel geschrieben.

Im Sport strampelten wir uns (1952 allerdings noch mit sehr geringem Erfolg) ab, das weitgehend unbekannte Volleyballspiel publik zu machen. Weitaus besser gelang es uns hingegen, das „frohe Jugendleben zu entfalten". Es wurde gesungen und gewandert, Laienspielgruppen entstanden, in Literaturabenden lernten wir Erich Weinerts „Memento Stalingrad" kennen und unterhielten uns über Goethes Werke, es gab Dampferfahrten, Schützenfeste und Jugendbälle. Verschiedentlich war auch unser heutiger Verteidigungsminister, Armeegeneral Heinz Hoffmann, dabei. Aus den FDJ-Sekretären von damals sind inzwischen bewährte Kader der Nationalen Volksarmee geworden: Karl-Heinz Müller, Walter Paduch und Joachim Gottwald sind Generalmajore, Oberstleutnant Ernst Gebauer ist den Lesern der „Armee-Rundschau" vom Heft 1/1956 an als Bildreporter gut bekannt.

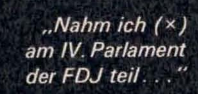
Aus dem Schrankaufsatz ziehe ich eine 420 × 300 mm große, in blaues Leinen gebundene Mappe hervor – mein Delegiertenauftrag zum IV. Parlament der FDJ. Angesichts der wachsenden Gefahr einer neuen imperialistischen Aggression war ich beauftragt worden, in Leipzig für eine verstärkte patriotische Erziehung der Jugend einzutreten. „Jedes Mitglied der FDJ", hieß es in dem Dokument, „muß es als seine erste vaterländische Pflicht und höchste persönliche Ehre ansehen, unsere demokratische Staatsmacht und das große Aufbauwerk unseres Volkes mit der Waffe in der Hand zu schützen und im Falle einer bewaffneten Aggression der Feinde unseres Volks selbst sein Leben nicht zu schonen." Mit Horst Brünner, heute Kandidat des Zentralkomitees der SED und als Generalleutnant stellvertretender Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA, und Dieter Stöhr, seit etlichen Jahren Sekretär der SED-Bezirksleitung Berlin, sowie ein paar Dutzend anderen FDJlern aus der HVA nahm ich Ende Mai am IV. Parlament der FDJ teil. Es wurde die Verfassung der FDJ beschlossen, mit welcher der Jugendverband die Patenschaft über die bewaffneten Organe übernahm und seine besten Mitglieder zum Ehrendienst in ihren Reihen entsandte. Mit stürmischem Beifall begrüßten auch wir die Wiederwahl Erich Honeckers zum Vorsitzenden der FDJ.

Bald darauf hatte ich in seinem Zentralrats-Arbeitszimmer eine persönliche Begegnung mit ihm. Vierzehn Tage lang war ich in einem KK-Schießausbildungslehrgang für leitende Funktionäre der FDJ als Politstellvertreter eingesetzt gewesen. Nun hatte Erich Honecker den Lehrgangsleiter und mich eingeladen. Er begrüßte uns überaus herzlich und betonte in dem Gespräch, daß es darum gehe, unter der Jugend vor allem jene Sportarten zu fördern, die in ganz besonderem Maße ihrer Verteidigungsbereitschaft dienen. In diesem Sinne hätten wir mit dem Lehrgang eine gute Vorarbeit geleistet. Abschließend erhielten wir von Erich Honecker je ein Luftgewehr als persönliches Geschenk.

Eine grüne Teilnehmerkarte mit Prägesiegel erinnert mich an die II. Parteikonferenz der SED. Von meinem Platz im 1. Rang der



mittleren Eingangsseite hatte ich einen ausgezeichneten Blick auf die ganze Werner-Seelenbinder-Halle und das mit roten Fahnen drapierte Präsidium, in dem ich neben Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und Walter Ulbricht auch Erich Honecker erkannte. Aufmerksam folgte auch ich in den Tagen vom 9. bis 12. Juli 1952 den Rednern.
Hinter uns lagen die Jahre der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung, in denen die Partei schrittweise wesentliche Voraussetzungen für den sozialistischen Aufbau geschaffen hatte. Mit dem Errichten der politischen Macht der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten sowie dem ersten Fünfjahrplan war die antifaschistisch-demokratische Umwälzung in die sozialistische Revolution übergeleitet worden. Die politischen und wirtschaftlichen Bedingungen, das Bewußtsein der Arbeiterklasse und der meisten Werktätigen – stellte die II. Parteikonferenz fest – hatten sich soweit entwickelt, daß der planmäßige Aufbau des Sozialismus zur grundlegenden Aufgabe in der Deutschen Demokratischen Republik geworden war. Unbeschreiblicher Jubel erhob sich, in den Augen der älteren Genossen standen Tränen der Freude. Der damals schon greise Otto Buchwitz aus Dresden drückte die Gefühle aller aus, als er ausrief: „Wir haben es immer gewollt! Wir haben es ersehnt! Wir haben es in uns getragen wie einen heiligen Schatz! Wir haben gekämpft! Wir haben gelitten und Opfer gebracht, wie sie ein einzelner für diese große, schönste und herrlichste Idee nur bringen kann. Nun eröffnet sich uns eine Perspektive, die wir ersehnt, die wir erträumt haben!"



„Nahm ich (×) am IV. Parlament der FDJ teil . . ."

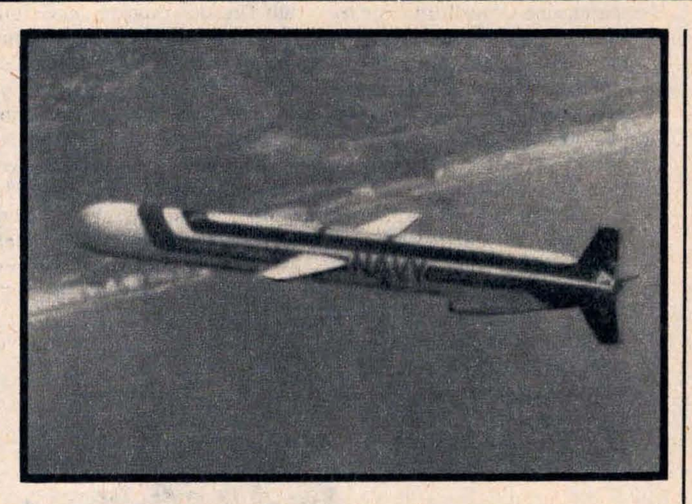








„Eine grüne Teilnehmerkarte erinnert an die II. Parteikonferenz der SED . . ."



Größte Steigerung der Rüstungsausgaben

Für das Finanzjahr 1979, das am 1. Oktober begonnen hat, haben die USA ihre Rüstungsausgaben erneut beträchtlich erhöht. Es sei, wie es in der dortigen Presse hieß, die bisher „größte Steigerung in Friedenszeiten in den letzten Jahren" gewesen. USA-Präsident Carter wollte damit, so wurde in der BRD geschrieben, „Akzente setzen, die von den westlichen Alliierten beachtet werden sollten". Insgesamt werden die Rüstungsausgaben der USA für das Haushaltsjahr 1979 auf mehr als 133 Milliarden Dollar beziffert. Nach offiziösen BRD-Quellen sollen etwa 9,8 Milliarden für die strategischen Streitkräfte zur Verfügung gestellt werden. Für Fernmeldemittel, Nachrichtenwesen und Geheimdienste sind 8,3 Milliarden vorgesehen. „1,8 Mrd. Dollar sollen Lücken im See- und Lufttransport schließen." Der Weiterentwicklung der Flügelraketen (unser Foto zeigt die Marine-Variante „Tomahawk") sollen 643 Millionen Dollar dienen. Denn das Cruise-Missile-Konzept müsse nach Aussagen maßgeblicher Militärs der USA „so gut sein, daß es die Sowjets zu immer neuen Interventionen veranlaßt". Es wurden in den USA allerdings auch Stimmen laut, durch die Kritik an der ständigen Aufstockung des Rüstungsetats geübt wird. So meinte die Zeitung „Christian Science Monitor", daß die Politik des amerikanischen Kriegsministeriums zum Kauf immer neuer Waffenarten und zur ständigen Erhöhung der Mittel für die Entwicklung neuer Waffensysteme gründlich verändert werden müsse. Es gäbe im Haushalt des Pentagon eine ganze Reihe weiterer Posten, so stellte die Zeitung fest, die ohne Schaden für die Verteidigungsfähigkeit der USA gekürzt werden könnten. Außerdem habe Präsident Carter nach seiner Wahl eine Liste von 85 „überflüssigen" amerikanischen Militärstützpunkten im Ausland veröffentlicht, die man schließen könne. Allein dadurch würden jährlich über 300 Millionen Dollar freiwerden. Demgegenüber unterhalten die USA einigen westlichen Militärexperten zufolge jedoch 20 Prozent mehr Stützpunkte als nach ihrer Meinung erforderlich.

Fotos: ZB; Archiv

Mit Sonderauftrag laufen zwei Schiffe der Kriegsmarine Großbritanniens Häfen im Fernen Osten und Südostasien bzw. in Mittelmeerländern, Afrika und Südamerika an. Sie dienen Vertretern von etwa 50 britischen Rüstungsfirmen als schwimmende Ausstellungshallen für Kriegsgerät von Funkanlagen bis zu Panzern. Diese „Hilfsschiffe" sollen dazu beitragen, den Rüstungsexport Großbritanniens zu erhöhen. Er beläuft sich zur Zeit auf über 900 Millionen Pfund Sterling jährlich, etwa ein Drittel des Gesamtumsatzes der britischen Rüstungsfirmen.

Die BRD will der Türkei weiteres Rüstungsmaterial zur Verfügung stellen. Wie aus Brüsseler NATO-Kreisen verlautet, plant die Bundeswehr, dem NATO-Partner „Starfighter" F104G zu liefern, sobald ihre eigene Luftwaffe das Mehrzweckkampfflugzeug „Tornado" erhalten hat. Weiterhin sei beabsichtigt, der Türkei zahlreiche Hubschrauber „Alouette" 2 zu übergeben, wenn diese Maschinen durch neue abgelöst worden sind. Außerdem soll der Rüstungskonzern Messerschmitt-Bölkow-Blohm (MBB) veranlaßt werden, in der Türkei Anlagen zur Überholung von Luftwaffenmaterial zu errichten.

Den ersten Start eines bemannten militärischen Raumschiffes haben die USA für Mitte 1983 vom Luftstützpunkt Vandenberg, etwa 250 Kilometer nördlich von Los Angeles, geplant. „Die US-Raumflugwaffe beabsichtigt", wie die BRD-Presse meldete, „ihre geflügelten und wiederverwendbaren Raumschiffe wenigstens zwanzigmal pro Jahr einzusetzen." Jedes von ihnen könne eine Last von etwa 30 Tonnen auf eine polare Umlaufbahn bringen. Alle „potentiellen Ziele" drehten sich dann unter dem bemannten Satelliten hinweg. „Die Einsatzmöglichkeiten liegen vor allem im Bereich von Aufklärung, Inspektion, Nachrichtenwesen, Navigation und Wetter. Weitere Gebiete sind atomare Kampfsatelliten sowie Strahlenwaffen, die im Vakuum die größte Vernichtungswirkung erzielen", hieß es.

Spanien hat für seine Luftwaffe 48 Kampfflugzeuge des französischen Typs „Mirage" F-1 im Wert von etwa 700 Millionen Dollar be-

stellt. Der spanische Flugzeugkonzern Casa wird zu rund 20 Prozent an dem Projekt beteiligt. Die Maschinen sollen zwischen 1980 und 1982 von der Herstellerfirma Avions Marcel Dassault ausgeliefert werden.

Dem Stab der Schnellbootflottille der BRD-Kriegsmarine in Flensburg sind Angaben der Bundeswehr-Presse zufolge jetzt vier Geschwader mit insgesamt 40 Booten unterstellt: Das 2. Geschwader (Olpenitz) mit zehn Raketenschnellbooten der Klasse 143 (295 ts, 40 Mann Besatzung) sowie den Tendern „Elbe" und „Donau"; das 3. Geschwader (Flensburg) mit zehn Raketenschnellbooten der Klasse 148 (234 ts, 30 Mann Besatzung) und dem Tender „Rhein"; das 5. Geschwader (Olpenitz) mit zehn Booten der Klasse 148 und dem Tender „Main"; das 7. Geschwader (Kiel) mit zehn Booten der Klasse 142 (210 ts, 39 Mann Besatzung) sowie den Tendern „Werra" und „Neckar".

Vermißt werden im Pentagon nach Angaben der amerikanischen Zeitschrift „Business Week" mindestens 30 Milliarden Dollar, die von ausländischen Waffenkäufern eingegangen sind. Eine Revision der entsprechenden Unterlagen würde etwa fünf Jahre dauern, und man könne nicht absehen, was dabei noch an den Tag käma.

Kanadas Streitkräfte sind zur Zeit nach Angaben der BRD-Militär-Presse 78500 Mann stark, von denen 28500 zu den Landstreitkräften, 36600 zur Luftwaffe und 13400 zur Marine gehören. Das in der BRD stationierte Truppenkontingent besteht aus 2800 Mann einer Heereskampfgruppe und 2200 einer Luftwaffengruppe.

Die Aufstellung einer neuen Lufttransport-Division haben die USA angekündigt. Sie soll auf der größten USA-Luftwaffenbasis in Westeuropa, in Ramstein (BRD), stationiert werden und der Verstärkung des Aggressionspotentials in Westeuropa dienen. Begründet wird diese Verstärkung mit der auf dem NATO-Gipfeltreffen in Washington erfolgten „höheren Einstufung der Einsatzleistungsfähigkeit des militärischen Luftkommandos in Westeuropa".

Der Rüstungsexport Frankreichs weist auch im Jahr 1978 eine steigende Tendenz auf. Bisher versorgte Frankreich 19 Länder mit „Mirage"-Flugzeugen. Bis Anfang 1978 wurden 1323 „Mirage" III und „Mirage" V verkauft. Acht weitere Staaten haben inzwischen insgesamt 487 „Mirage" F-1 bestellt. Neben dem Scheichtum Quatar haben auch Ägypten und Marokko Interesse am Kauf französischer Kriegsflugzeuge gezeigt. Als Geldgeber großen Stils betätigt sich dabei Saudi-Arabien.

Jugendoffiziere der Bundeswehr treten, wie der BRD-Presse zu entnehmen war, nun nicht mehr nur „an die Schülerfront" (wie auf unserem Foto). Sie propagieren den „Verteidigungsauftrag" der imperialistischen BRD-Streitkräfte jetzt auch in Gefängnissen vor kriminellen Jugendlichen. Das habe bei den inhaftierten Diskussionspartnern „gute Resonanz" gefunden, und es sei bei ihnen „eine Zunahme des einschlägigen Sachwissens" festzustellen gewesen. Damit sei ein neuer Weg beschritten worden, „der die eigene Selbstdarstellung mit der politischen Bildung und der Resozialisierung nahezu ideal verbindet", hieß as.





In einem Satz

Um 12,3 Prozent, auf umgerechnet 11,23 Milliarden Dollar, will Japan seinen Rüstungshaushalt im kommenden Finanzjahr, das am 1. April 1979 beginnt, erhöhen.

Die Zahl der Frauen, die in den Streitkräften der USA dienen, soll bis 1983 von gegenwärtig 45200 auf 80000 erhöht werden.

Ohne Mietbeihilfe bleiben nach einer Entscheidung des Verwaltungsgerichts Bayreuth (BRD) die Wehrpflichtigen der Bundeswehr, die sich vor der Dienstzeit eine eigene Wohnung gemietet hatten.

Bolivien wird, wie die britische Nachrichtenagentur Reuter meldete, von den USA auch weiterhin Militärhilfe erhalten, über deren Höhe jedoch noch nichts verlautete.

Etwa 75 Prozent der Waffen für die Streitkräfte des Rassistenregimes Südafrika werden bereits im Lande produziert.

EUROTRAINING, das gemeinsame Ausbildungsprogramm der europäischen NATO-Staaten, wird jetzt an 20 Objekten praktiziert.

Zwölf Abgeordnete des Bonner Bundestages nutzten, wie „Die Welt" berichtete, in diesem Jahr die Parlamentsferien, um freiwillig bei der Bundeswehr Reservistenwehrdienst zu leisten.

Für Atomwaffen wollen die USA im kommenden Haushaltsjahr 1,5 Milliarden Dollar ausgeben, 70 Millionen mehr als im laufenden Etat.

Israel ist in der Lage, bis zu 40 Prozent der benötigten Kriegstechnik selbst herzustellen.

Die Hauptkraft der NATO-Luftwaffe in Europa bilden mit mehr als 70000 Mann und über 600 Kampfflugzeugen die USA-Luftstreitkräfte Europa (USAFE).

Eine Beyer-Runde

„Immer hinein in die gute Stube!" – Die „gute Stube", in die uns Mutter Beyer bringt, ist brechend voll. „Sport aktuell" hat gerade einen Film abgedreht. Nun sitzen die Fernsehleute rund um den rustikalen Holztisch in der gemütlichen Ecke. Zwischen ihnen Vater Beyer, die Söhne Udo und Hans-Georg, deren Ehefrauen und das „Beyer-Küken" Gudrun. Die Begrüßung ist herzlich. „Schön, daß ihr da seid", freut sich Udo, der Kugelstoß-Olympiasieger, und rückt noch zwei Stühle heran. Beyers lieben Gäste und auch ein wenig Trubel. Sie sind es schon immer gewöhnt, daß im Hause Stimmung herrscht. Acht Köpfe zählt die Familie. Heute fehlen der 19jährige Peter und die 20jährige Angelika. „Alle zusammen sind wir selten", entschuldigt sich Mutter Beyer und ruft nach Tochter Gisela. Die Diskuswerferin kommt mit zwei großen Kannen Kaffee aus der Küche und schenkt uns ein.

‚Wie vor zwei Jahren!', fällt mir ein. Es war Sonntag, der 1. August 1976...
Udo war Olympiasieger geworden. Völlig überraschend. Mit 21,05 m hatte er alle Konkurrenten hinter sich gelassen. Drehte dann die Goldmedaille fassungslos noch lange zwischen seinen Händen. Damals kam mir die Idee, gleich am nächsten Morgen seine Eltern und Geschwister zu besuchen, um näheres über den bis dahin noch wenig bekannten Udo zu erfahren. Mein Blumenstrauß verschwand zwischen vielen anderen bereits überreichten. Udos Mutter war trotz aller Freude die Ruhe selbst, konnte mir aber den Fernsehabend vom Vortag nur in Raten schildern, denn pausenlos klingelten Gratulanten. Und der Postwagen rückte an, brachte



...mit Hans-Georg, dem Handballer; Mutter Eva-Maria und Gudrun, dem „Beyer-Küken"; Udo, dem Kugelstoßer, und Vater Hans-Georg mit Rosemarie und Martina, den Frauen der Söhne, und mit Gisela, der Diskuswerferin (von l. n. r.)

Telegramme von bekannt und unbekannt. Ein wenig verlegen fragte schließlich der Briefträger, in welcher Disziplin der Junge denn eigentlich gewonnen habe. Eine verzeihliche Frage, denn Beyers waren erst zwei Jahre zuvor von Eisenhüttenstadt in ihr Gubener Einfamilienhäuschen gezogen, waren den Leuten noch nicht so „geläufig". Und dann diese Medaillenflut jener Tage für die DDR-Athleten . . . Da hatte der Postbote eben seine liebe Not. Am Abend vorher Familie Beyer auch, wie die Mutter berichtete: „Ausgerechnet, als es um die Kugelstoßmedaillen ging, blieb das Bild weg. Da mußten wir uns, so fünfzehn Mann, um den kleinen Ersatzfernseher drängeln. Vater ließ sich erst sehen, als unser Junge unter den letzten acht war, so innerlich aufgeregt war er. Dann ging immer wieder ein Geschrei los, als er vorn lag und dann noch die Einundzwanzignullfünf stieß. Als sein Sieg klar war, sollte ich die Gläser holen. Ich rannte in die Küche und wußte nicht, was ich dort machen sollte. . ."
Ob sie mit Sekt angestoßen hätten, wollte ich wissen. „Ja, weil ihn der Nachbar brachte", antwortete Mutter Beyer. Sie selbst habe keinen gekauft, obwohl Hans-Georg, der ASK-Handballer, immer wieder danach gefragt hätte. „,Den brauchen wir sowieso nicht', sagte ich ihm. Hansi war nämlich der einzige von uns, der seinen Bruder auf einem Medaillenrang sah." Als Familie Beyer damals vor Udos Abflug nach Montreal noch mal gemütlich zusammengesessen hatte, war von jedem eine Voraussage verlangt worden. Zaghafter Tip: eine Bronzene vielleicht? „Gut", hatte Udo abschließend versichert, „ich will euch nicht enttäuschen." Udo Beyer war ja buchstäblich erst in letzter Minute in die DDR-Olympiamannschaft gekommen. „Ich wäre mit einem fünften Platz bei jenem Wettkampf schon glücklich und zufrieden gewesen", bekennt er noch heute. Und während Gisela unermüdlich für Kaffee- und Kuchennachschub sorgt, erinnere ich den „Goldjungen" an die Tage nach Montreal '76. Einen nahezu unbeschreiblichen Empfang habe es für ihn in der Heimat gegeben, meint Udo. Auch die Eltern und seine Geschwister waren zum Schönefelder Flughafen gekommen. Mit einundzwanzig Gladiolen. „Inzwischen aber", so Leutnant Beyer, „habe ich zu meinem Olympiasieg längst den nötigen Abstand. Ich hatte sehr schnell versucht, ihn aus meinen Gedanken zu streichen. Schließlich war ich erst am Anfang meiner sportlichen Laufbahn, und da kann man sich doch nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Diese Goldmedaille sah ich zwar als Verpflichtung an, aber sie belastete mich nicht. Die Wettkämpfe der beiden letzten Jahre – so glaube ich – haben gezeigt, daß mir das gelang."



Udos Olympia-Gold suche ich an der Trophäen-Wand im Zimmer vergeblich. Ansonsten aber ist von den Kindern wohl alles zusammengetragen worden. „Auch von mir ist etwas dabei", meldet sich die 14jährige Gudrun und fischt aus den etwa siebzig Medaillen ihre bronzene, gewonnen mit der Schul-Sprintstaffel bei der letzten Kreisspartakiade. Auf sie ist die künftige Physiotherapeutin stolz. Auch wenn sie nicht in den Spuren ihrer Leistungssport-Geschwister Udo, Hans-Georg und Gisela wandelt. Es könne doch nicht jeder Olympionike werden, meinen Beyers. Und sie verweisen darauf, daß Angelika, die in Erfurt studiert, einmal Bezirksmeister im Handball war, und daß Peter noch heute Chemie Gubens Torschützenkönig ist, auch im Handball. Mit Handball haben sie alle einmal angefangen. Hans-Georg ist dabeigeblieben und zum ASK Frankfurt (Oder) delegiert worden. Mit der Armee-Mannschaft gewann der heute 21jährige Hansi vor drei Jahren den DDR-Meistertitel und den Europa-Pokal der Landesmeister dazu. Seitdem war er oft verletzt und in unbeständiger Form. Ihm, der das Zeug zu einem gefürchteten Torjäger hat, versagten in manch entscheidendem Spiel noch die Nerven. Mehr Selbstvertrauen brauche sein Bruder, urteilt Udo. Und wenn ihm die Mannschaft dabei helfe, schaffe er das auch.
Dann erzählt Hans-Georg vom gemeinsamen Handballbeginn: „Zehn Jahre ist das her. Wir meldeten uns bei Stahl Eisenhüttenstadt in der Handballsektion an. Ich blieb. Den Udo aber gewann Übungsleiter Emil Schlüter für die Leichtathletik." So einfach sei das nicht gewesen, wirft Udo ein: „Ich stritt mich da mit einem Freund, wer mehr trainiert – die Handballer oder die Leichtathleten. Worauf er mich zum Training mitnahm. Mir wurde ein Hammer in die Hand gedrückt, und ich blieb dort." Später, an der Kinder- und Jugendsportschule, war kein Hammer vorhanden. „Notgedrungen" griff dafür Udo zur Kugel. Des heutigen Weltrekordlers erste Weite: 10,20 m. Nachzulesen in der Udo-Beyer-Chronik. Die Mutter hat sie hervorgeholt. Die ersten Sätze: „Im September 1969 begann es: Aufnahme an die KJS... und keine Einsicht darin, daß man neben dem Sport auch etwas für die Schule tun muß! Aber gemeinsam mit meinem Trainer Fritz Kühl wollen wir die Erfahrungen seiner aktiven Zeit auswerten und meine Leistungen verbessern." Mit Major Fritz Kühl, dem einstigen mehrfachen DDR-Meister im Diskuswerfen und Kugelstoßen der fünfziger Jahre, geht es dann auch recht stürmisch vorwärts. 1970 wird Udo Spartakiade-Dritter im Kugelstoßen und markiert ein Jahr später mit 18,95 m einen B-Jugendrekord. Zwei Jahre darauf wird er Spartakiadesieger mit Kugel und Diskus und verfolgt dann am Bildschirm atemlos, innerlich gespannt das Olympiageschehen von München. Die Chronik wird zum Tagebuch: „Ich bin stolz, daß unsere Mannschaft ... so erfolgreich im Rennen liegt und hoffe im stillen, selbst einmal dabei zu sein."
Der glatte Weg nach oben scheint weiterzugehen: Junioren-Europameister und Junioren-Weltrekordler (20,20 m). Dann aber ein plötzlicher Einbruch, eine unsagbare Enttäuschung für den stämmigen Schwarzschopf, von dem gesagt wird, daß ihn kaum etwas aus der Ruhe bringen könne. Bei den 74er Europameisterschaften in Rom scheidet er als Achter sang- und klanglos aus. „Ein Vierteljahr habe ich gebraucht", erinnert sich Udo Beyer, „um diese Niederlage zu vergessen. Sie war für mich aber eine Lehre. Ich kann von mir nicht mehr verlangen, als ich zu leisten vermag. Selbstüberschätzung ist leistungshemmend." Wieder war es sein Trainer, der ihm darüber hinweg half. „Er ist Genosse und Freund", beurteilt ihn Udo. „Er kann Menschen formen, versteht es, Leistungen zu fördern, Eigenschaften zu entwickeln. Er war mein Bürge, als ich den Antrag auf Parteimitgliedschaft stellte. Ich möchte später einmal so sein und so arbeiten wie Fritz."
Zu seinen Vorbildern zählt Leutnant Beyer auch den Vater Hans-Georg: „Er hat mich dazu erzogen, etwas Sinnvolles zu tun, Begonnenes konsequent zu Ende zu führen. Vater ist mir Vorbild in seiner ganzen Arbeitseinstellung und Arbeitsweise. Wie er als Rohrleger in seinem Kollektiv auftritt, so halte ich es als Armee-





Gisela beim verregneten Training mit Major Lothar Hillebrandt



Bei Kaffee, Kuchen und olympischen Hoffnungen im Wohnzimmer des Gubener Elternhauses

angehöriger und Sportler. Ich bemühe mich, so wie Vater die Leistung zu sehen und zu schätzen, ganz gleich, ob es die des Arbeiters an der Drehbank oder die des Leistungssportlers ist." Ein Urteil, in das er auch die Mutter Eva-Maria und die ganze häusliche Atmosphäre einbezieht: „Wir freuen uns immer wieder, wenn wir nach Hause kommen. Wir alle verstehen uns nämlich glattweg blind." Auch mit den Schwiegereltern in Erfurt, meint Udo. In der Blumenstadt gibt es übrigens so etwas wie den sportlichen Vorfahren der Beyer-Dynastie. Opa Otto Beyer war in den dreißiger Jahren Radrennfahrer, hatte u. a. das Rennen „Rund um die Hainleite" gewonnen. Noch heute radelt der 74jährige E-Schweißer bei gutem Wetter Tag für Tag zur Arbeit – vierzehn Kilometer hin und zurück.

Nun wird unsere Gesprächsrunde auf Giselas erste sportliche Ruhmesblätter aufmerksam gemacht. Da hängt an der Wand ein Diskus. Den erhielt Gisela, als sie die Kinder- und Jugendsportschule verließ und dem ASK Potsdam beitrat. Ihre Jugendrekorde sind darauf vermerkt. Eine Silbermedaille weist sie als Zweite der Junioren-Europameisterschaften von 1977 aus. Unter den Fittichen Major Lothar Hillebrandts (der hatte einst Fritz Kühl trainiert) ist der Achtzehnjährigen inzwischen ein deutlicher Qualitätssprung gelungen. 58 m wollte Gisela in diesem Jahr schaffen. In ihrer Gruppe trainiert die Weltspitze: Olympiasiegerin Evelyn Schlaack-Jahl. Maßstab für Udos Schwester. Erreichbar? Was meint der Bruder? „Ich bin davon überzeugt", sagt Udo, „daß Gisela ihren Weg machen wird. Ihr Ehrgeiz muß noch mehr geweckt werden. Manchmal ist sie zu schnell eingeschnappt." Trainer Major Hillebrandt glaubt ebenfalls an sie: „Sie

hat alle Voraussetzungen mit ihrer Kraft und Reserven in der Technik. Daran feilen wir. Und vor allem: Gisela hat das ganze Leben vor sich." Bleibt zu hoffen, daß sie einmal explodiere, aus sich herausgehe. Und er verweist darauf, daß man auch für Hindernisse, die sich plötzlich auftun können, gewappnet sein muß: „Moskau wäre schön, doch hundertprozentig programmieren kann man eine Olympiateilnahme keinesfalls."

Da sind wir beim Stichwort „Moskau '80". Es hat bei den Beyers schon oft die Runde gemacht. Klar, daß Udo, der Olympiasieger und Weltrekordler, dabei sein will. Hans-Georg, der Handballer, muß sich da zuvor einen Platz in der Nationalmannschaft erkämpfen. Gisela kann erst bei Diskusweiten über 60 m davon träumen. Alle drei aber streben ihr Ziel beharrlich an. Und ganz gleich, ob es einer, zwei oder alle drei Athleten schaffen werden – die Beyer-Runde wird wieder mitfiebern. Am Bildschirm oder „. . . möglichst mit Vatern in Moskau selbst!", wünscht sich die Mutter. Warum auch nicht?

Klaus Weidt
Fotos: Günter Bersch



„Wirst sehen, mein Junge, du schaffst das noch. Oder? Na klar!" scheint Rosi ihren Udo zu trösten.



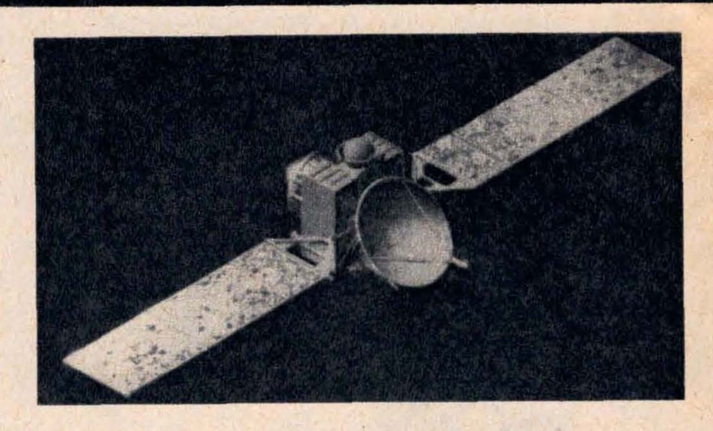


Nach dem Weltrekord nun erneut auf Olympia-Kurs: Udo Beyer mit seinem Freund und Trainer Major Fritz Kühl



AR 11/78	TYPENBLATT	RAUMFLUGKÖRPER

Nachrichten-Satellit Yuri (Japan)



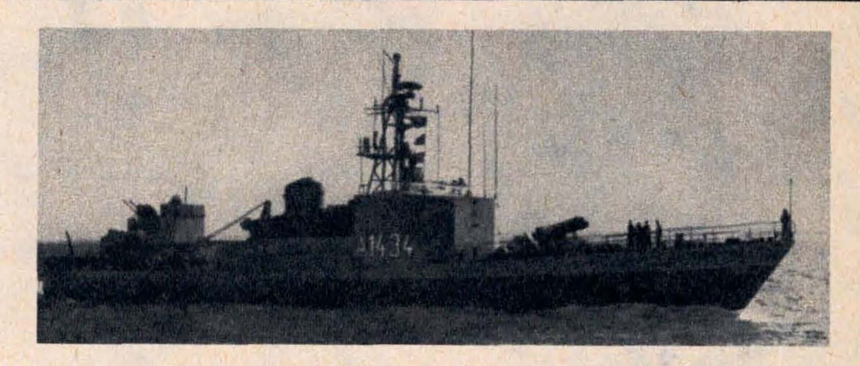
Technische Daten:

Abmessungen:	
Körperdurchmesser	2,81 m
Körperhöhe	3,51 m
Umlaufmasse	678 kg
Bahndaten (Endbahn):	
Bahnneigung	0,1°
Umlaufzeit	23 h 56 min
Bahnhöhe	35 785 km
erster Start	8. 4. 1978
bisher gestartet	1
	(Stand: August 1978)

Der Nachrichtensatellit Yuri, der auch die Synonymbezeichnung BSE trägt, dient der versuchsweisen Direktübertragung von Farbfernsehsendungen. Yuri wurde von den USA mit einer dreistufigen Trägerrakete Delta 2914 für Japan gestartet. Er ist auf 110° östlicher Länge über Borneo stationiert.

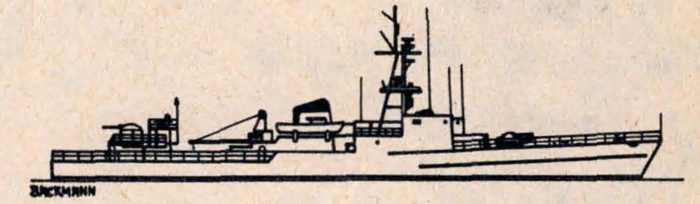
AR 11/78	TYPENBLATT	KRIEGSSCHIFFE

Flottendienstboot Thetis-Klasse (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Verdrängung	570 ts
Länge	70,0 m
Breite	8,2 m
Tiefgang	2,3 m
Antrieb	2 Dieselmotoren; 6800 PS
Geschwindigkeit	24 kn
Bewaffnung	2 × 40-mm-Geschütze; 4 U-Jagdtorpedorohre; 1 Vierfach-U-Jagd-Raketenwerfer
Besatzung	65 Mann



Die Flottendienstboote wurden als Küstenbegleitboote und U-Bootjäger entworfen. Sie werden jedoch vorzugsweise für die Ausbildung eingesetzt. (Bild: A 1434 „Theseus“)

Hubschrauber Kamow Ka-26 (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse	3 000 bis 3 050 kg
Rotordurchmesser	13,00 m
Länge über alles	13,00 m
Höhe	4,05 m
Höchstgeschwindigkeit	170 km/h
Marschgeschwindigkeit	100 bis 135 km/h
Reichweite	400 km bis 1 200 km
Triebwerk	2 Kolbenmotoren M 14 W 26, je 325 PS
Besatzung	1 Mann

Dieser vielseitig verwendbare Hubschrauber wird sowohl zum Passagierdienst (7 Personen) als auch zu Polizei-, Sanitäts-, Rettungs-, Landwirtschafts-, Kran-, Transport- und Erkundungsaufgaben eingesetzt. Die Passagierkabine kann rasch gegen andere Geräteträger ausgetauscht werden.

LKW 0,5 t „Iltis" (BRD)

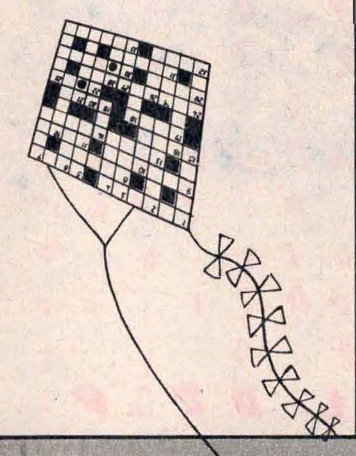


Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	2 000 kg
Nutzmasse	500 kg
Länge	3 855 mm
Breite	1 520 mm
Höhe	1 800 mm
Bodenfreiheit	245 mm
Steigfähigkeit	80 %
Watfähigkeit	600 mm
Höchstgeschwindigkeit	120 km/h
Motorleistung	75 PS

Das allradgetriebene, geländegängige Fahrzeug hat vier Mann Besatzung. Es kann verschiedenartig beladen werden: So mit Funkgeräten, der Panzerabwehrrakete „Milan", Krankentragen, Artillerierichtkreis, Geräten für den Feldkabelbau. Die Serienfertigung begann im zweiten Halbjahr 1978. Die Bundeswehr soll bis 1981 damit ausgestattet werden.

Waagerecht: 1. Verteidigungsanlage, 5. Schweizer Kurort, 9. Nebenprodukt der Zuckergewinnung, 13. röm. Kaiser, 14. span. Fluß, 15. kleiner Gegenstand mit angebl. unheilabwehrender Kraft, 17. ital. Fluß, 18. Edelapfel, 20. alte chin. Münze, 22. bolivian. Romancier, 23. altgriech. Philosophenschule, 26. Hausflur, 27. Kalifenname, 28. ital. Maler des 16./17. Jh., 30. Stachelhummer, 31. Körper kosmischen Ursprungs, 32. Verzinsung, 35. mittelital. Stadt, 38. Bildhauer der Renaissance, 39. Stadt am Uralfluß, 41. deutsch. Philosoph des 18./19. Jh., 44. Musikstück für zwei Instrumente, 46. nordfranzös. Fluß, 48. griech. Göttin, 50. Stadt auf Hokkaido, 51. Suppenschüssel, 52. weißhändiger Langarmaffe, 53. Stadt in Irland, 56. griech. Buchstabe, 57. Fuldanebenfluß, 60. junges Mastgeflügel, 61. Weinernte, 63. Stammvater eines Riesengeschlechts, 66. günstigster Zustand des Kulturbodens, 67. Konfektionsartikel, 71. Unterkunft für Autoreisende, 73. Stern im Sternbild Adler, 74. Lehre von den ruhenden Ladungen und ihren Feldern, 75. Baumteil, 77. Halbedelstein, 79. Charakteristik, 82. Nähmaterial, 84. Gestalt aus „Tiefland", 86. Filmgesellschaft in der DDR, 88. Stoff, 93. Talsperre bei Eibenstock, 95. Lotterieanteil, 97. Stern im Sternbild Schwan, 98. Schieferfelsen, 100. Zellteilung mit einfacher Kerndurchschnürung, 101. Idee, 102. poln. Halbinsel, 103. Gestalt aus „Die Perlenfischer", 106. engl. Bier, 107. Doppelsalz, 110. chem. Verbindung, 112. Destillationsprodukt, 114. schmaler, steiler Weg, 118. Verbindungslinie zwischen Orten gleichen Luftdrucks, 120. Alpenrandgewässer, 122. Höfling des sizilian. Tyrannen Dionysius, 125. krautige Pflanze, 126. Segelstange, 127. Nordwesteuropäer, 128. Verpackungsgewicht, 129. Nichtfachmann, 131. Drama von Ibsen, 134. französ. Schriftsteller, gest. 1944, 135. weibl. Vorname, 137. Gleichstellung, 138. Hast, 139. Sammlung altisländ. Dichtungen, 140. Halbinsel in Südwestasien, 141. Rhonenebenfluß, 142. Kunststoff.



Senkrecht: 1. aufgeschichteter Haufen, 2. störartiger Schmelzschupper, 3. Maschinenelement, 4. Schwimmvogel, 5. Stadt in Schweden, 6. Pferd des Don Quichote, 7. Hauptattraktion, 8. schwed. Name einer Stadt in Finnland, 9. span. Schriftstellerin, gest. 1950, 10. sibir. Strom, 11. Hund einer langhaarigen Rasse, 12. Einsiedler, 16. Trinkgefäß, 19. Fruchteinbringung, 21. Inhaltslosigkeit, 22. altröm. Grenzwall, 24. Salzlösung, 25. Wettkampf, 28. Gartenblume, 29. Wasserjungfrau, 33. Komponist der Nationalhymne der DDR, 34. Borte, 35. Klavierteil, 36. europ. Münzeinheit, 37. Gegenstand der Verehrung, 38. organ. Naßboden, 40. ärml. Bauernhaus, 41. Gemahlin des Zeus, 42. heiße Springquelle, 43. Ruhemöbel, 45. chem. Element, 47. Gebiet in Marokko, 49. Anfang, Spitze, 54. französ.: schwarz, 55. Gestalt aus „Idomeneo", 58. Abbau, Zerlegung, 59. Ackerunkraut, 61. Bürde, 62. sagenhafte assyr. Königin, 64. deutscher Bildhauer, gest. 1940, 65. Gültigkeit, 68. einjähr. Fohlen, 69. irischer Dichter des 18./19. Jh., 70. brasilian. Hafenstadt, 72. poln. Schriftsteller, 73. Bühnenaufzug, 76. Stern im Sternbild Walfisch, 78. musikal. Kunstwerk, 80. Lärminstrument, 81. Ausweglosigkeit, 83. Erdteil, 85. Indoeuropäer, 86. Bühnenwerk, 87. Konfektionsartikel, 89. Jüngling der griech. Sage, 90. Stadt in Oklahoma (USA), 91. span. Ureinwohner, 92. Spaltwerkzeug, 94. algerischer Journalist und Kommunist, 95. Form der Bezahlung, 96. Musikzeichen, 98. sagenhafter Keltenkönig, 99. Gestalt aus „Die Afrikanerin", 104. Malariamücke, 105. Südeuropäer, 108. poln. Fußball-Nationalspieler, 109. niederländ. Stadt, 111. Unkrautpflanze, 113. niederländ. Dichter, gest. 1932, 115. Zeit-, Tonmaß, 116. Elbenebenfluß, 117. türk. Sultan des 13./14. Jh., 119. Bittermittel, 120. oberägypt. Ruinenstätte, 121. Muse der heiteren Dichtkunst, 123. Ort im Bez. Karl-Marx-Stadt, 124. Sitzvorrichtung für den Reiter, 129. Stadt in Iran, 130. Tage des altröm. Kalenders, 132. Halbedelstein, 133. rumän. Stadt, 135. Fluß in Mittelasien, 136. Abschiedswort.

Preisfrage

Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich ein militärisches Ehrensymbol. Wie heißt es? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 10. 12. 1978. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 12/78.

Auflösung aus Nr. 10/78

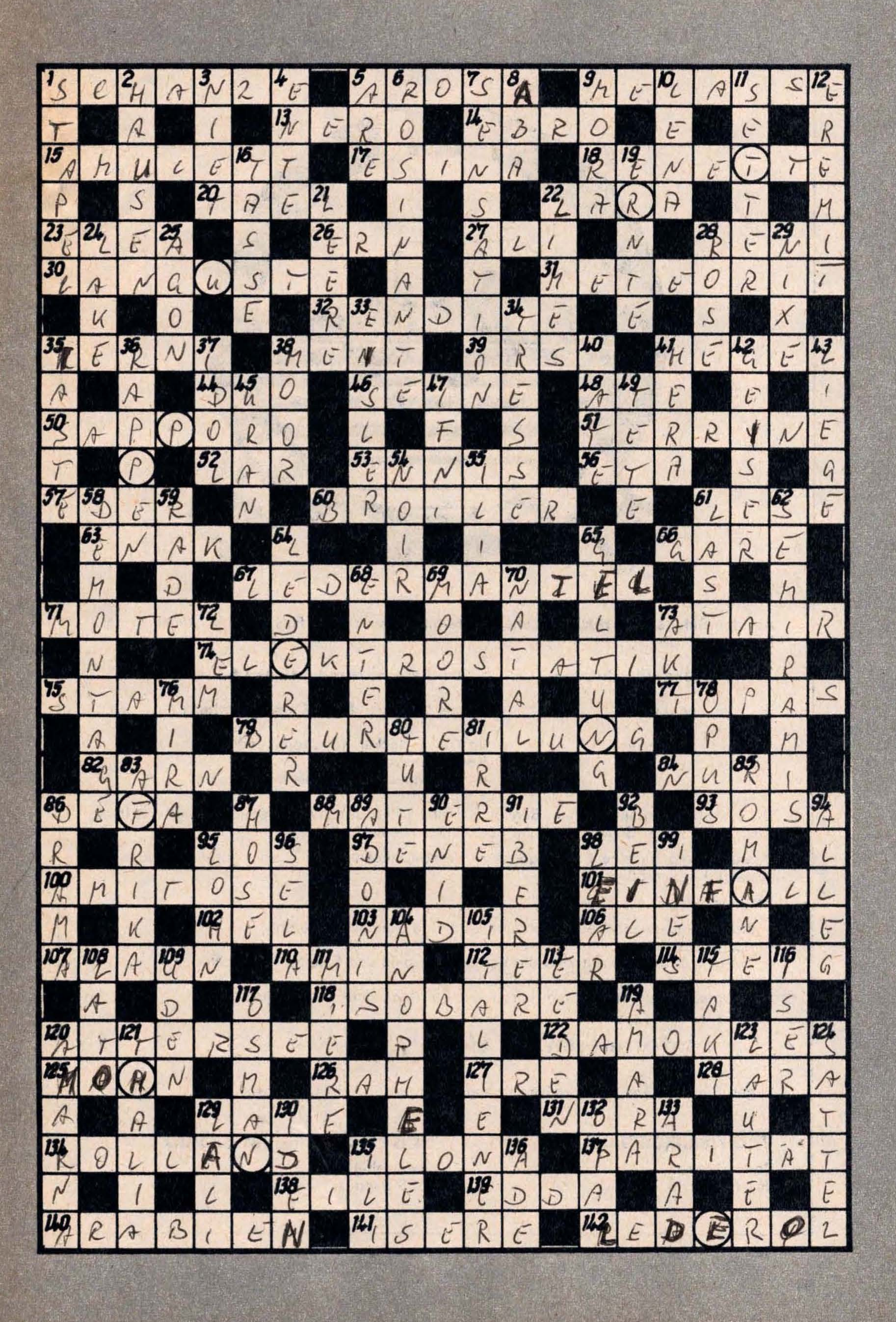
Preisfrage

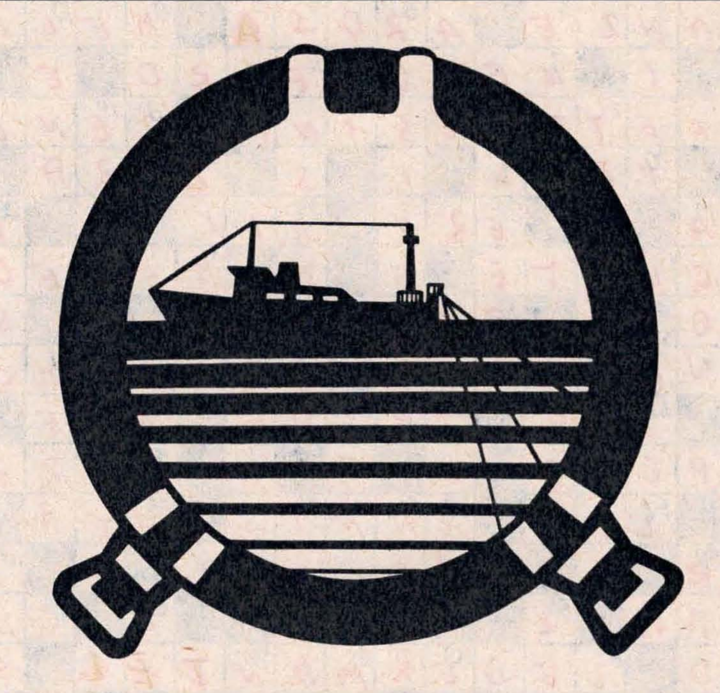
Die richtige Antwort auf die Preisfrage in Heft 10/78 lautet: Schützenkette. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagerecht: *1. Musik, 4. Sana, 7. Kamm, 10. Poker, 13. Art, 14. Ideal, 15. Ata, 16. Laser, 17. Oase, 19. Lira, 21. Renan, 22. Thar, 23. Pol, 25. Etui, 26. Ebene, 29. Estrade, 32. Sonde, 35. Rila, 36. Peso, 37. Aden, 39. Lein, 40. Spa, 42. Stern, 45. Ode, 47. Arbeit, 49. Bai, 50. Oka, 52. Regent, 55. Reni, 56. Erl, 57. Gran, 58. Kyoto, 59. Tanga, 60. Gala, 62. Ern, 64. Vera, 66. Hocker, 67. Melodie, 70. Altern, 71. Liesen, 74. Panther, 78. Gewehr, 81. Aar, 83. Ede, 85. Saal, 86. Kantilene, 87. Lola, 88. Ath, 89. Ter, 91. Garant, 93. Marotte, 97. Adebar, 100. Regina, 102. Bastler, 106. Pflicht, 108. Isle, 109. Kea, 110. Elea, 111. Nelke, 112. Benin, 113. Salz, 115. Lot, 116. Isis, 118. Eisler, 121. Eva, 123. Ems, 125. Karree, 128. Ala, 129. Arara, 131. Ole, 132. Arom, 134. Daus, 136. Sinn, 138. Deka, 141. Nepal, 143. Regress, 146. Peter, 147. Aula, 149. Ren, 150. Elba, 152. Loren, 153. Unku, 155. Dora, 157. tarom, 158. Zer, 159. Obers, 160. Set, 161. Nante, 162. Esse, 163. Etat, 164. Evans.*

Senkrecht: *1. Malter, 2. Sessel, 3. Karte, 4. Stoa, 5. Nis, 6. Adept, 7. Kalla, 8. Ali, 9. Maat, 10. Paris, 11. Kanone, 12. Rennen, 18. Ares, 20. Reed, 24. Orfe, 27. Bier, 28. Nase, 30. Sosa, 31. Dank, 33. Oleg, 34. Dien, 36. Pate, 38. Nora, 41. Piroge, 43. Tiegel, 44. Roland, 46. Dental, 47. Alkohol, 48. Brosche, 49. Bisam, 51. Agave, 53. Einrede, 54. Trainer, 61. Arena, 63. Rost, 65. Range, 68. Eta, 69. Ise, 72. Itala, 73. Salta, 74. Prahm, 75. Natur, 76. Helot, 77. Rente, 79. Welle, 80. Halma, 82. Akt, 84. Dee, 88. Atlas, 90. Raupe, 91. Geranie, 92. Regulus, 94. Ana, 95. Oste, 96. Tee, 98. Büchner, 99. Rotunde, 101. Niesel, 102. Beize, 103. Skalar, 104. Lauter, 105. Remis, 107. Labsal, 114. Arad, 117. Ikon, 119. Irre, 120. Lama, 122. Vase, 124. Mass, 126. Rede, 127. Ecke, 130. Aare, 132. Anilin, 133. Oparin, 135. Uran, 137. Iser, 139. Eterna, 140. Aramis, 142. Lanze, 144. Grube, 145. Endre, 146. Patte, 148. Lure, 151. Last, 154. Kos, 156. Ost.*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann





Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte gibt es vielseitige Einsatzmöglichkeiten in den Bereichen:

Deck/Produktion	als **Decksmann/Produktionsarbeiter**
Maschine	für alle Metallberufe als **Maschinenhelfer**
Kombüse	für Köche, Bäcker, Konditoren und Fleischer als **Kochsmaate** für alle anderen Berufe als **Kochshelfer**

Die Entscheidung, in welchem Bereich Sie eine Tätigkeit ausüben können, hängt von Ihrer Ausbildung in der Schule und Ihrer beruflichen Entwicklung ab.

Voraussetzung für eine Bewerbung sind: Mindestalter von 18 Jahren, guter Gesundheitszustand, Körpergröße bis 1,90 m.

Vergünstigungen sind u. a.:

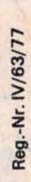
- Zur leistungsorientierten Entlohnung wird eine Bordzulage gezahlt.
- Kostenlose Verpflegung an Bord.
- Bei Urlaub und Freizeit wird ein Verpflegungsgeld von 5,80 M/Tag gezahlt.
- Weitere seefahrtsspezifische Vergünstigungen.
- Fahrpreisermäßigung für die Reichsbahn bei Heimreisen zum Wohnort.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei.

VEB Fischkombinat Rostock
Personalbüro
251 Rostock 5

VEB Fischkombinat Saßnitz
Personalbüro
2355 Saßnitz







Soldaten führen – Technik meistern

In vorderster Linie stehst du, um unser glückliches Leben, unser sozialistisches Heute und kommunistisches Morgen zu schützen und zu verteidigen. Zuverlässig, zu jeder Stunde. Du bist Erzieher junger Menschen, ein Militärspezialist, der auch die komplizierteste Militärtechnik aus dem Effeff beherrscht als

Berufsunteroffizier – Fähnrich – Berufsoffizier

Das sind die militärischen Berufe der Nationalen Volksarmee. Hier kannst du dich beweisen, tagtäglich. Hier erwarten dich große Aufgaben. Hier kannst du deine Berufswünsche wahr machen.
Ob Panzer über das Gefechtsfeld preschen, ob Geschütze Sperrfeuer schießen, ob Kampfflugzeuge in den Himmel jagen, ob Schnellboote ihre Raketen starten – immer und überall wirst du die Befehle geben, wirst du Soldaten führen und Technik meistern.

Das sind begeisternde, anspruchsvolle Aufgaben!

Und sie fordern den ganzen Mann. Doch deine Anstrengungen lohnen sich, denn du erwirbst

- als Berufsoffizier den Hochschulabschluß
- als Fähnrich den militärischen Fachschulabschluß
- als Berufsunteroffizier den Meisterabschluß.

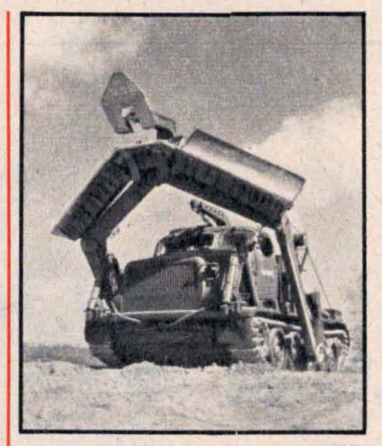
Und das heißt für dich: Du verdienst gut, für deine Gesundheit, für angemessenen Urlaub, für dein berufliches Vorwärtskommen ist vorbildlich gesorgt. Deine Perspektive ist klar und gesichert.

Der militärische Beruf – er kann auch dein Beruf werden!

Willst du mehr darüber wissen, wende dich an den Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung deiner Schule, an das Wehrkreiskommando oder Berufsberatungszentrum.



*UNSER TITEL: Ein Landungsschiff der Volksmarine wird außerhalb einer Hafenanlage beladen.
Foto: Oberstleutnant E. Gebauer*



UNSER POSTER: Bereit zur Arbeit, eine Pioniermaschine vom Typ BAT-M. Das moderne Gerät ist universell einsetzbar. Sein wichtigstes Arbeitsaggregat ist der Planierschild mit Kufe. Foto: Oberstleutnant Ernst Gebauer



Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst J. Schaulow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 31. 8. 1978

INHALT

Wir bitten unsere Leser im Ausland, ihre Abonnementsbestellung für 1979 schon jetzt beim internationalen Buch- bzw. Zeitschriftenhandel oder beim zuständigen Postzeitungsvertrieb zu erneuern.



„Sonst staubt er mir so ein."



„Der ist doch neu, da drückt er noch ein bißchen."

Heinz Jankofsky:

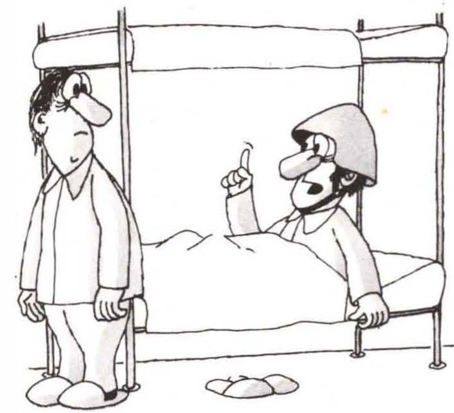
Nicht ganz knitterfrei



„Ich glaube nicht, daß sich das durchsetzt . . ."



„Ich dachte, ich bringe mal etwas Farbe in die Übung!"



„Und vergiß nicht wieder, deine Socken auszuziehen."



„Was soll ich machen – die Riemen sind zu lang!"



31036
ISSN 0004-2277

Heidemarie Wenzel

Foto: Manfred Uhlenhut